

UNIA

DIE ZEITUNG DER GEWERKSCHAFT.

work

Georg Fischer: Miese

Methoden der Manager Seite 2

Heisser Herbst

Die Unia mobilisiert gegen Lohndrücker und Arbeitsgesetz-aushöhler. Seiten 4-5



Uhrmacherin Catherine Arnaud.

Für 99 Prozent

Darum ist die Initiative der Juso politisch und ökonomisch richtig. Die Zahlen. Seite 5

364 000 Franken

Was Firmen pro Jahr und Vollzeitstelle kassieren. Die grosse Branchenliste. Seite 7

Küre & Gianni

Grosse Reportage aus dem kleinsten Coiffeursalon der Schweiz. Seiten 8-9



Gianni Izzo, Küre Kirchofer.

Jacques Dubochet ist Genosse Nobel

Der neue Schweizer Nobelpreisträger ist ein Linker – und Feminist. Seite 3



GELD ZURÜCK!

Allein dieses Jahr garnieren Ems-Chefin und Blocher-Tochter Magdalena Martullo und ihre Schwester Miriam Blocher sagenhafte 250 Millionen Franken. Die beiden sind die Mehrheitsaktionärinnen des Bündner Chemiekonzerns. Letztes Jahr strich Martullo über 106 Millionen Franken aus Dividenden ein. Damit es nicht so auffällt, lässt sie sich als CEO einen vergleichsweise bescheidenen Lohn von 1,3 Millionen Franken pro Jahr aus-

Ungleichheit explodiert.

zahlen. Und kassiert dafür via Anteile umso kräftiger ab. Was auch steuerlich viel interessanter ist, weil Einkommen aus Dividenden stark steuerbegünstigt sind. Ganz im Gegensatz zum Einkommen aus Arbeit: Wir müssen unseren Lohn zu 100 Prozent versteuern.

1 PROZENT. Die Blochers gehören zu den Superreichen. Die «Bilanz» schätzt Martullo-Blochers Vermögen auf rund 4 Milliarden. Seit 1989 haben die reichsten 300 in der Schweiz ihre Vermögen von 82 auf 589 Milliarden Franken versiebenfacht. Heute besitzt 1 Prozent mehr Nettovermögen als 90 Prozent der Bevölkerung. Das sagen nicht die Linken, das sagt die Credit Suisse. Umgekehrt sind in der Schweiz 145 000 Männer und Frauen trotz Erwerbstätigkeit arm. Tendenz steigend. Seit Beginn der Finanzkrise 2007 hat sich die Umverteilung von unten nach oben rabiatisch beschleunigt. Ungleichheit explodiert.

99 PROZENT. Rund um die Paris School of Economics hat eine Gruppe Forscher um den Ökonomen Thomas Piketty die weltweit grösste Datenbank über Ungleichheit angelegt. Und Pikettys Zahlenberge belegen: Kapitaleinkommen sind heute der Motor der explodierenden Ungleichheit. Nachzulesen im Artikel von Oliver Fahrni auf Seite 5. Kapital und Arbeit, dieses Spannungsverhältnis hat schon Marx umgetrieben: Der Kapitalist kauft die Arbeitskraft vom Arbeiter oder der Arbeiterin als Ware – und gibt ihnen dafür Geld. Allerdings gibt ihnen der Kapitalist weniger Geld, als die Produkte ihrer Arbeit wirklich wert sind. Der Kapitalist schöpft diesen Mehrwert ab und erwirtschaftet so Gewinn. Davon zahlt er sich und den Aktionärinnen Dividenden. So wie die Blochers. Abermillionen, die die Arbeitenden zwar geschaffen haben, von denen sie aber immer weniger abbekommen. Höchste Zeit also für ein bisschen Rückverteilung, finden nun die Juso. Mit ihrer 99%-Initiative wollen sie die Kapitaleinkommen stärker besteuern und die Arbeitseinkommen entlasten. Eine gute Idee.

In eigener Sache Am 1. Oktober ist work-Mitarbeiter Thomas Adank viel zu früh gestorben. Seit 2014 schrieb er die Kolumne «workwort» auf Seite 15. Im Gedenken an ihn wiederholen wir in dieser Ausgabe das workwort «Zeit», das er im Juli 2016 verfasste, als er bereits von seiner schweren Krankheit wusste. Die Redaktion

**Fiese Methoden bei Georg Fischer im Prättigau
Wer aufmuckt, wird gefeuert**



CHRAMPFEN UND KLAPPE HALTEN – ODER KÜNDIGUNG: Die Abteilungsleiter Marco Brosi (links) und Andreas Käppeli erhielten bei Georg Fischer den blauen Brief. FOTO: GIANNI PENG

Unbequeme Angestellte werden entlassen, damit die anderen kuschen: Im Georg-Fischer-Werk in Seewis GR herrsche ein Klima der Angst, berichten Ehemalige.

CHRISTIAN EGG

Marco Brosi war einer der ersten, die es traf. Im Juni 2013 wurde er als Abteilungsleiter der Georg Fischer AG im bündnerischen Seewis entlassen. Offiziell, weil man zu wenig Aufträge habe. Doch das sei «Quatsch», sagt der heute 44-jährige zu work: «Meine Abteilung hatte immer genügend Arbeit.» Der wahre Grund sei ein anderer gewesen, so Brosi: Er sei mit dem neuen Chef des Werks nicht einverstanden gewesen und habe daraus kein Geheimnis gemacht. Der Chef habe aus den rund 160 Angestellten – sie produzieren Ventile und andere Armaturen für Wasserleitungen – noch mehr Profit herauszuholen wollen. Um Personalkosten zu sparen, habe er langjährige Mitarbeitende entlassen.

Und zwar auf unfaire Art und Weise, wie Brosi an einem Beispiel erzählt: «Einmal, am Freitag vor meinen Ferien, musste ich vier Namen nennen von Leuten aus meiner Abteilung, die mit der Arbeit Mühe hätten.» Brosi

wollte wissen, weshalb, erhielt aber keine Auskunft. Unter Druck nannte er vier Personen. «Nach den Ferien hiess es, die vier seien entlassen worden.»

NACH DEM BURNOUT ENTLASSEN

Als Brosi gehen musste, sollten die anderen zwei Abteilungsleiter seine Aufgaben übernehmen. Einer davon war Andreas Käppeli. Das langjährige Unia-Mitglied erinnert sich: «Ich habe Überstunden gemacht bis zum Gehtnichtmehr.» Zynischer Tipp des Chefs: «Er

«Nach meiner Krankheit war ich ein Risiko, das sie los werden wollten.»

ANDREAS KÄPPELI, BEI GEORG FISCHER ENTLASSEN

sagte mir, ich könne ja gewisse Arbeiten auch am Wochenende zu Hause erledigen.» Dies zu einer Zeit, in der Käppeli und viele andere schon regelmässig am Samstagmorgen arbeiten mussten. Um den Profit zu steigern.

Im September 2013 erlitt Käppeli ein Burnout. «Ich ging nach Hause und habe nur noch geheult.» Er machte eine Psychotherapie, schluckte Medikamente, las Bücher über Stressbewälti-

gung. Schon im Januar arbeitete er wieder. Und erfuhr per Zufall: Die Firma habe unterdessen seine Stelle ausgeschrieben. Zuerst stritt der Chef alles ab. Doch schon am nächsten Tag erhielt auch Käppeli die Kündigung. Für den heute 58-jährigen ist klar: «Nach meiner Krankheit war ich ein Risiko, das sie los werden wollten.» Zudem habe es den Chefs nicht gepasst, dass er im Betrieb offen seine Meinung gesagt habe.

EINSCHÜCHTERUNG

Der Georg-Fischer-Konzern sagt dazu nichts. Man kommentiere keine «persönlichen Massnahmen, die zum Teil mehrere Jahre zurückliegen», so Sprecher Beat Römer zu work.

Mehrere weitere Ex-Angestellte berichten von einem Klima der Angst im Werk. Aufmüpfigen Mitarbeitenden werde gekündigt, um den Rest der Belegschaft einzuschüchtern. Beliebt sei etwa, Entlassungen während der halbjährlichen Teamsitzungen anzukündigen. Die Formulierung sei immer dieselbe: «Während wir hier sitzen, hat der Kollege X ein sehr schwieriges Gespräch. Wir müssen uns leider von ihm trennen.» Kein Wunder, traue sich danach niemand mehr, den Mund aufzumachen.

GEORG FISCHER

3 MIO. FÜR DEN CEO

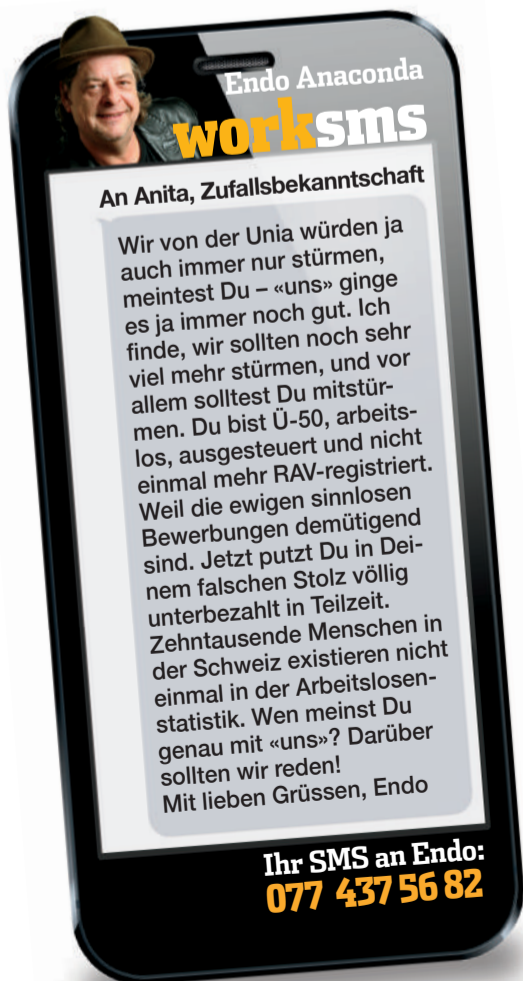
Georg Fischer geht's gut. Der Profit des Industriekonzerns mit Sitz in Schaffhausen stieg auch dieses Jahr wieder:

GOLDENE NASE: GF-Boss Serra.



Elf Prozent mehr gab's für die Aktionäre. Und CEO Yves Serra kassiert für letztes Jahr fast 3 Millionen Franken.

UNGEKÜRZT. Zwar hatte die Generalversammlung diese Summe als zu hoch befunden und den Vergütungsbericht abgelehnt (work berichtete). Trotzdem hat der Konzern den Cheflohn nicht gekürzt. Das Nein der Generalversammlung sei «nur konsultativ» gewesen, so Sprecher Beat Römer zu work.



Die meisten Mütter arbeiten

LAUSANNE. Er arbeitet, sie betreut die Kinder: So sah es das traditionell-bürgerliche Familienmodell. Ein Auslaufmodell, wie eine neue Studie der Universität Lausanne zeigt. Denn in der Schweiz sind heute zwei von drei Müttern mit kleinen Kindern erwerbstätig. Seit 1980 hat sich das Familienmodell radikal gewandelt. Damals war erst jede vierte Mutter berufstätig. Eine OECD-Studie bestätigt: Die Erwerbsquote der Frauen hat sich in den letzten Jahren immer mehr derjenigen der Männer angenähert. Allerdings ist der Verdienst der Frauen nicht im gleichen Ausmass angestiegen. Die Gründe: Frauen arbeiten öfter Teilzeit, sind seltener in Führungspositionen und verdienen auch bei gleicher Tätigkeit weniger als Männer. In der Schweiz beträgt der Lohnunterschied rund 20 Prozent. Das ist mehr als der Durchschnitt aller OECD-Länder.

Für eine neue Migrationspolitik

BELLINZONA. Mehr als 500 Personen haben in Bellinzona gegen die Diskriminierung von Migrantinnen und



SOLIDARISCH: Arbeitnehmende setzen sich für Migranten ein.

Migrantinnen protestiert. Sie forderten eine neue Schweizer Migrationspolitik. Auch die Delegierten der Unia-Migrationskommission nahmen an der Kundgebung teil. In ihrer Rede betonte Unia-Präsidentin Vania Alleva: «Für die Rechte von Migrantinnen und Migranten zu kämpfen bedeutet, für die Rechte von allen Arbeitnehmenden zu kämpfen – denn eine diskriminierende Praxis betrifft die ganze Bevölkerung.»

Ein klares Nein zur Nachtarbeit

GENÈVE. Mit einer Einsprache will die Unia verhindern, dass Bauleute in Genf durchweg nachts arbeiten müssen. Betroffen ist die Tunnelbaustelle der Bahnlinie von Genf ins französische Annemasse. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) hat dafür während zweier Jahre Nachtarbeit bewilligt. Dies mit der Begründung, die Arbeiten würden sonst nicht wie geplant auf Ende 2019 fertig. Doch Nachtarbeit ist laut Arbeitsgesetz grundsätzlich verboten. Die Behörden können Ausnahmen bewilligen, etwa um die öffentliche Sicherheit zu gewährleisten. Hier gehe es aber um etwas anderes, kritisiert Yves Mugny von der Unia Genf: «Nur das Prestige, den Bau rechtzeitig fertiggestellt zu haben, ist kein Grund für eine Ausnahme.» Denn Nachtarbeit gefährde die Gesundheit der Angestellten. Jetzt muss das Bundesverwaltungsgericht entscheiden.



FOTO: FABRICE COFFRINI / GETTY

Wissenschaftler Jacques Dubochet:
Nobelpreisträger, Linker, Feminist

«Alles ist politisch»

Der Nobelpreis für Chemie geht in diesem Jahr an den Lausanner Jacques Dubochet. Eine gute Nachricht!

MICHAEL STÖTZEL

Das glaubt Jacques Dubochet ja selber nicht: «Eigentlich ist nichts passiert», sagt er zu work. Und begründet damit, dass er vorerst nicht mehr mit den Medien reden will. Der Rummel um seinen Nobelpreis ist ihm offenbar zu viel geworden. Über 600 Mailanfragen habe er an nur einem Tag bekommen. Der Rhythmus der Presse sei «unmenschlich». Und er gedenke, seinen humanen Rhythmus im Leben weiterzuführen.

Verständlich ist das schon, aber es gehört bei solcher Ehrung nun einmal dazu. Der berühmteste Preis, den ein Wissenschaftler gewinnen kann. Und erstmals seit 15 Jahren hat dieses Glück wieder ein Schweizer (siehe Kasten).

Unter den ersten Gratulantinnen war Stefanie Brander, die Chefin des Gleichstellungsbüros der Uni Lausanne. Sie ist begeistert von Dubochet und sagt: «Er ist nicht nur ein ausserordentlicher Forscher, er ist auch einer unserer grössten Verbündeten in Sachen Gleichstellung auf Professorinnenebene.» Tatsächlich bezeichnet Dubochet die Gleichstellung von Mann und Frau als «grösste Revolution der Menschheit». Die Geschichte der Evolution basiere zwar auf der Unterscheidung von Männlein und Weiblein. Doch seien wir Menschen und keine Tiere. Die Gleichstellung sei deshalb elementar. Sie falle allerdings «nicht vom Himmel». Man müsse dafür kämpfen.

DER ALTE LINKE

Dubochet bestätigt das Bild, das wir uns gerne von Universalgelehrten machen: weisshaarig und -bärtig, freundlich und bescheiden, etwas nachlässig in seiner Kleidung. Er hat die Grösse, ganz freimütig auch über seine persönlichen Schwächen zu reden – ein Wissenschaftler, der, ärztlich attestiert, nicht gut lesen und schreiben

«Links ist Intelligenz, rechts ist Egoismus.»

kann. Und er legt Wert darauf, ein «alter Linker» zu sein, der noch heute die 68er Zeiten als «magnetisierend» bezeichnet. Nobelpreisträger Dubochet ist aktives Mitglied der Gewerkschaft VPOD und der SP, er politisiert im Gemeindeparlament seines Wohnortes Morges VD. Er sagt: «Links ist Intelligenz, rechts ist Egoismus.» Was er sage, werde sicher Wellen werfen, aber tant pis! Und tatsächlich erntete Jacques Dubochet heftige Kritik vom Freisinn.

Eric Voruz kennt Dubochet aus der Gemeindepolitik. Gemeinsam haben sie sich auch für Flüchtlinge eingesetzt. Der Ex-Unia-Sekretär, Ex-Stadtpräsident von Morges und Ex-Nationalrat beschreibt Dubochet gegenüber work so: «Er ist ein äusserst sympathischer Genosse; wenn man ihn sieht, würde man nicht denken, dass er Professor sei, schon gar nicht Nobelpreisträger. Er hört zu und redet direkt, so, dass man ihn versteht. Und er ist sehr hilfsbereit.» Wenn er sage, er komme Unterschriften sammeln an einen Stand, dann komme er auch. Voruz: «Wir mögen ihn sehr und sind immer froh, wenn er sich engagiert, denn die Leute hören auf ihn.»

ALLES IST POLITISCH

Sehr «sympa» findet den Nobelpreisträger auch Jean Ziegler. Der Soziologe und work-Kolumnist sagt: «Dubochet ist genau so, wie ein Wissenschaftler sein sollte, bescheiden und immer von Zweifeln geplagt. Er ist kein arroganter Kerl, der sich im Laboratorium einschliesst, nein, er gibt jenen, die seinen Lohn zahlen, etwas zurück. Er engagiert sich politisch, und er macht Wissenschaft im Dienste der Gesellschaft.»

Wir lernen von Brander, Voruz und Ziegler: Dubochet ist weit mehr als ein netter alter Professor, der nebenbei politisiert. Er selbst sagt: «Alles ist politisch, auch die Wissenschaft, das dürfen wir nie vergessen.» Normalsterbliche dürften dem ohne weiteres zustimmen, im Gegensatz zu den Angehörigen der Wissenschaftsgemeinde. Denn für sie ist es ein Dogma, dass ihre Arbeit unpolitisch sei. Dubochet verwirft dieses Dogma, und das ist die kaum beachtete, aber eigentliche Bedeutung der Nobelpreisverleihung an ihn.

Dabei liegen die schwerwiegenden politischen Folgen gerade in seinem Fachgebiet auf der Hand: Dank der Fortschritte in der Mikrobiologie, die auch durch Dubochet erreicht wurden, können mittlerweile Medikamente und Therapien gegen bisher unheilbare Krankheiten entwickelt werden. Aber möglich wird eben auch die Erschaffung von Designermenschen. Das Paradies und die Hölle haben das gleiche Eingangstor. Bereits 2003

«Wir müssen die Mayonnaise nur noch anrühren.»

schrieb Dubochet: «Heutzutage sollte es jedem Biologen bewusst sein, dass er nicht mehr forschen kann, ohne die Konsequenzen zu beachten. Wissenschaftler können nicht mehr ihrer Rolle als Bürger ausweichen.» Aus dem Grund war er an seiner Universität auch treibende Kraft bei der Einrichtung des Studiengangs «Biologie und Gesellschaft». Er ist heute Pflichtfach für alle angehenden Biologinnen und Biologen.

Wohlgemerkt, Dubochet fordert keine öffentliche Beschränkung der Forschung. Er sagt: «Mehr Wissen ist immer gut.» Aber: «Die Frage, was wir damit machen, muss die Gesellschaft beantworten.» Deshalb machte er in einem Interview einen nur auf den ersten Blick naiv anmutenden Vorschlag: «Vielleicht braucht es ein Organ, etwa unter der Uno, das die Fortschritte der Wissenschaft weltweit verantwortungsvoll abschätzt und ihre Anwendung sozusagen zum Guten der Gesellschaft führt.»

HARMONISCHE WELT

Dieses Ziel, er nennt es eine «harmonische Welt» ist für Dubochet keine Utopie. Denn erstmals in der Geschichte sei die Gesellschaft in der Lage, alle Menschen mit gesunder Nahrung, guter Bildung und qualitativ hochwertiger Medizin zu versorgen. Diese Welt wollten alle «normalen Leute». Sie zu erreichen wäre nicht schwierig, sagt Genosse Nobel: «Die Zutaten sind schon vorhanden. Wir müssen sie nur noch anrühren. Wie bei einer Mayonnaise.»

Gefrorenes Wasser

Der 75jährige Lausanner Professor Jacques Dubochet erhielt den Chemie-Nobelpreis, weil er mit seinem Team einen Durchbruch bei der Bearbeitung von Präparaten für die Elektronenmikroskopie erzielt hatte. Das war schon vor 35 Jahren. Doch wie entscheidend seine damalige Arbeit war, zeigte sich erst dank der Entwicklung immer besserer Geräte im letzten Jahrzehnt.

BLITZARTIG EINFRIEREN. Wissenschaftsjournalist Beat Gerber sagt, die von Dubochet entwickelte Methode zum blitzartigen Einfrieren der Gewebeproben sei die Voraussetzung dafür, dass heute die Strukturen komplexer Biomoleküle sichtbar gemacht werden könnten. Der Preisträger selbst meinte scherzhaft, er sei dafür geehrt worden, weil er gefrorenes Wasser erfunden habe.

Für den Schutz hart erkämpfter Rechte. Für faire Löhne.

Heisser Herbst bei der Unia

Ein immer kleinerer Teil der Firmengewinne kommt bei den Arbeitenden an, die Rechten wollen im Parlament das Arbeitsgesetz demontieren, und in vielen Firmen herrscht ein Klima der Angst. Dagegen helfen nur starke Gewerkschaften, engagierte und kämpferische Frauen und Männer. work dokumentiert drei Brennpunkte der Unia-Herbstoffensive.

Industrie: Hände weg von unserer Freizeit!

Parlamentarische Vorstösse wollen das Arbeitsgesetz durchlöchern. Zum Beispiel mit 60-Stunden-Wochen und verkürzten Ruhezeiten. Industrie-arbeitende wehren sich mit einer Petition. Über 6000 haben unterschrieben.

SABINE REBER

Bei der Übergabe auf dem Bundesplatz dabei waren auch Pressführer Benoît Constantin (53) aus dem Wallis und die Uhrmacherin Catherine Arnaud (47) aus dem Vallée de Joux.

Die Frau mit den dunkelroten Haaren sagt deutlich: «Hände weg von unserer Freizeit!» Catherine Arnaud hat auf dem Bundesplatz klare Worte gefunden: «Genug ist genug, das Arbeitsgesetz ist schon flexibel genug!» Nun steht sie in ihrer lilafarbenen Rockerjacke am Ufer des Lac de Joux und erklärt: «In der Uhrenindustrie arbeiten viele Frauen mit Kindern Teilzeit, für sie wäre die Flexibilisierung des Arbeitsgesetzes das Ende.»

Arnaud weiss, wovon sie spricht. Die gelernte Coiffeuse ist vor 15 Jahren als alleinerziehende Mutter ins Uhrmachertal gezogen und hat eine Zusatzlehre bei der Luxusmarke Audemars Piguet absolviert, damit sie arbeiten und ihren Sohn alleine grossziehen konnte. Sie setzt das Federherz in die Uhren ein. Das sei ein wunderschöner Moment, wenn eine Uhr zum ersten Mal zu ticken beginne. Sie holt ihre violette Brille hervor, zeigt die Details auf einer

Skizze. Bei ihr sei immer alles violett oder pink, «klar, ich habe mich schon immer für die Rechte der Frauen eingesetzt!». In der Uhrenindustrie werde nun vermehrt über die Jahresarbeitszeit geredet, schildert die Unia-Delegierte und Präsidentin der Personalkommission von Audemars Piguet, aber dieses Modell sei auch für Paare und intakte Familien schlecht, denn «gemeinsame Freizeit ist dann nicht mehr selbstverständlich».

ES STEHT VIEL AUF DEM SPIEL

Benoît Constantin (53), Pressführer aus der Aluminiumindustrie in Siders VS, ist gleicher Meinung. Ausserdem macht er sich Sorgen über die Zunahme der Temporären. Als Präsident der Betriebskommission von Constellium und Mitglied der europäischen Betriebskommission des Konzerns setzt er sich dafür ein, dass möglichst viele Temporäre fest angestellt werden. Und er bekämpft die Kürzung der Ruhezeit. Im Betrieb Unterschriften für die Petition zu sammeln sei leicht gewesen, denn «unsere Leute haben verstanden, wie viel auf dem Spiel steht!»

Resolution: An der Delegiertenversammlung des Unia-Industriesektors nach der Petitionsübergabe wurde unter anderem eine Resolution zur Gestaltung der Digitalisierung und der Industriepolitik verabschiedet. Sie kann hier nachgelesen werden: rebrand.ly/industriepolitik.



ZWEI VON 6000: Pressführer Benoît Constantin und Uhrmacherin Catherine Arnaud zählen zu den vielen, die gegen die Angriffe aufs Arbeitsgesetz Widerstand leisten. Sie waren bei der Petitionsübergabe in Bern mit dabei. FOTOS: DARRIN VANSELOW

Vertrauensleute: Sie machen die Unia stark

An der 4. Nationalen Vertrauensleute-Tagung von Unia forte tauschten Vertrauensleute in Olten ihre Erfahrungen aus.

SABINE REBER

Die Bijouterieverkäuferin Annouk Besson (37) aus Le Locle NE ist heuer das erste Mal dabei. Seit zwei Jahren engagiert sie sich in der Verkäuferinnengruppe der Unia Neuenburg gegen die Verlängerung der Ladenöffnungszeiten. Sie sagt: «Wenn wir von morgens um 6 Uhr bis abends 20 Uhr verfügbar sein müssen, dann haben wir gar kein Privatleben mehr!» Damit es nicht so weit kommt, ist sie vor zwei Jahren der Unia beigetreten. In der Gruppe sei eine gute Dynamik entstanden, sie hätten alle Mut geschöpft, weil sie nun nicht mehr alleine dastünden mit ihren Problemen. Inzwischen haben die Neuenburger Verkäuferinnen auch schon einiges erreicht. In ihrem Gesamtarbeitsvertrag steht nun, dass die Läden in Neuenburg nur noch an einem Sonntag im Jahr offen haben dürfen.

Von den ersten Erfolgen ihres Engagements und den weiteren geplanten Aktionen berichtete sie an der Tagung den anderen Vertrauensleuten. Vor allem ist es ihr Anliegen, den Verkäuferinnen in den anderen Regionen Mut zu machen: «Seht her, wir sind eine Gruppe von nur zehn Mitgliedern, und wir konnten schon einiges erreichen!»

JEDE WOCHEN VORBEISCHAUEN

Schon lange dabei ist Jean-Marc Bonvin (72). Der Aluminiumarbeiter aus Siders VS engagiert sich seit seinem ersten Tag als

Lehrling in der Gewerkschaft. Er macht sich Sorgen, weil viele Junge heute politisch nicht mehr interessiert seien. Darum steht der ehemalige Alusuisse-Mann oft am Bahnhof und sucht das Gespräch mit den jungen Leuten. Bonvin sagt: «Ich versuche ihnen aufzuzeigen, dass gewerkschaftliche Anliegen mit ihrem eigenen Leben zu tun haben.» Der unverwüstliche Gewerkschafter engagiert sich auch stark in der Rentnergruppe der Unia, und ein bisschen trauert er den alten Zeiten nach: «Ich hatte das Glück, die goldenen Jahrzehnte der Walliser Industrie mitzuerleben!» Als er seine Lehre begonnen habe, seien sie über 3000 Arbeiter gewesen, und die Gewerkschaftsversammlungen hätten grosse Säle gefüllt. In seiner Freizeit war er erst für die Gewerkschaft Smuv und später für die Unia unterwegs. Noch heute schaut er jede Woche im Unia-Sekretariat vorbei: «Auf mich können sie immer zählen, wenn es etwas zu tun gibt.»

«Auf mich können sie immer zählen, wenn es etwas zu tun gibt.»

JEAN-MARC BONVIN, RENTNERGRUPPE UNIA

Jedenfalls sei die Gewerkschaft sein Leben. Und dann schmunzelt er, er habe seiner Frau schon gesagt, er werde dereinst als Gewerkschafter sterben, und auf seinem Sarg, da wolle er dann nur drei rote Rosen und einen Unia-Helm.



BASISARBEIT: Bijouterieverkäuferin Annouk Besson, seit zwei Jahren bei der Unia, will anderen mit den Erfolgen Mut machen, die ihre Gruppe bereits erzielt hat. Jean-Marc Bonvin, pensioniert, will Junge für Gewerkschaftsanliegen sensibilisieren.

Drei Jahre ohne Lohnerhöhung Bau: «Jetzt ist Zahntag!»

Seit drei Jahren verweigern die Baumeister eine generelle Lohnerhöhung. Dabei laufen ihre Geschäfte bestens.

RALPH HUG

Letztmals gab es 2014 mehr Lohn auf dem Bau. Seither mauern die Arbeitgeber. Und bleiben stur. Im August und September fanden zwei Verhandlungsrunden mit dem Baumeisterverband statt. Nichts schaute dabei heraus. Nicht einmal ein Lohnangebot. Zu hören waren nur Klagelieder über angeblich mangelhafte Erträge und hohe Kosten wegen des Parifonds und der Rente ab 60 (FAR). Jetzt sagt Unia-Bauchef Nico Lutz: «Es muss Schluss sein mit Nullrunden!»

Entgegen den Klagegeden floriert der Bau massiv. Das zeigen die aktuellen Zahlen. Der Bauindex stieg im dritten Quartal 2017 auf ein Rekordhoch. Auch die Ertragslage ist gut. Umsätze und Erträge zeigen weiterhin nach oben. Im Hochbau sind es 4,5 bzw. 3,9 Prozent, im Tiefbau gar 10,5 bzw. 10,4 Prozent. Und auch die Gewinne sind frappant. Im Schnitt lieferte 2015 jeder beschäftigte Buezer im Hochbau pro Jahr fast zehntausend Franken Gewinn an seine Firma ab – dies, nachdem alle Löhne, die Maschinen und das Baumaterial bezahlt sind. Für 2016 liegen noch keine Zah-



SO NICHT: Unia-Protest gegen Lohnstillstand.

len vor. Aber es dürfte nicht weniger gewesen sein. Da wird massiv verdient.

Doch ohne Lohnerhöhung haben die Bauleute nichts vom Boom. Die Gewinne fließen allein in die Taschen der Baumeister und Aktionäre. Und dies trotz harter Arbeit. Die Buezer wird sogar immer härter. Denn es wird mehr und schneller gebaut, aber mit weniger festangestellten Mitarbeitenden. Der Stress wächst. So ist der Unmut unter den Bauleuten gross.

Im Juni trafen sich 400 Vertreter in der Unia-Zentrale. Einhellig fanden sie: «Wir verdienen mehr!» In den letzten Wochen fanden auf den Baustellen Protestversammlungen statt. Klar kam heraus, dass eine vierte Nullrunde nicht drinliegt. Sie verlangen in den nächsten beiden Jahren 150 Franken mehr Lohn. Das ist nötig, um die Kaufkraft zu erhalten. Nächstes Jahr steigen die Krankenkassenprämien um vier Prozent, viele Mieten gehen ebenfalls rauf. Und die Teuerung zieht auch wieder an. Die Unia hat ausgerechnet, dass das verfügbare Einkommen der Bauleute zwischen 2010 und 2016 allein wegen der Prämienexplosion um 4,3 Prozent geschmolzen ist.

DAS BILD TRÜGT

Gerne brüsten sich die Baumeister, sie zahlen die besten Löhne. Doch das Bild trügt. Zwar liegen die Mindestlöhne für Ausgebildete im Landesmantelvertrag des Bauhauptgewerbes im Vergleich zu anderen Gesamtarbeitsverträgen an der Spitze. Aber bei den durchschnittlich bezahlten Effektivlöhnen fällt die Branche zurück. Am Ende zählt eben nur, was tatsächlich ausbezahlt wird. Am Samstag marschieren die Bauleute in Olten und Lausanne auf und sagen «Zahntag!». Es kann nicht sein, dass der Bau boomt und die Preise steigen, aber die Löhne stehen still. Diese Rechnung geht nicht auf.

«Durchbruch»-Preis für Generali-Streik

Der internationale Gewerkschaftsbund UNI Global Union hat die Unia für den Streik bei der Generali-Versicherung mit dem «Durchbruch»-Preis ausgezeichnet. Die UNI Global Union belohnt damit den Kampf der Generali-Mitarbeitenden, die sich erfolgreich gegen den Abbau von 108 Stellen in Nyon wehrten.



AM START: Juso-Präsidentin Tamara Funicello lanciert die 99%-Initiative auf dem Bundesplatz in Bern. FOTO: KEYSTONE

Die Juso starten eine Rückverteilungs-Initiative Für die 99 Prozent

Gerechtere Steuern auf Kapitalerträgen braucht das Land, sagen die Juso. Sonst zerbricht die Schweiz.

OLIVER FAHRNI

Am südlichen Stadtrand von Paris laufen die Drähte zusammen, die dieser Tage den Internationalen Währungsfonds, die Weltbank und ein paar weitere globale Finanzinstitutionen in Panik versetzen. Hier, an der Paris School of Economics, hat eine Gruppe von Forschern um den Ökonomen Thomas Piketty die weltgrösste Datensammlung (wid.world) über Ungleichheiten bei Einkommen zusammengetragen und analysiert sie laufend. Was sie finden, nährt bei den Weltkernern die Angst vor der grossen Revolte der Menschen.

Eigentlich sind IWF und Weltbank Stützen und Antreiber des brutalen Finanzkapitalismus. Doch Einkommen und Vermögen sind inzwischen so krass ungleich verteilt, und die Armut wächst selbst in den reichsten Ländern so stark (Deutschland etwa hat 16 Prozent Working Poor), dass sie Alarm schlagen. Kern des Problems: Seit Beginn der grossen Krise 2007 hat sich die Umverteilung von unten nach oben rabiat beschleunigt.

Immer mehr Einkommen werden nicht mehr aus Arbeit generiert, ...

Und die Schweiz? Hier geht alles still und leise seinen üblichen Gang. Nach Pikettys «wid»-Daten steigt hier die Ungleichverteilung der Einkommen steil an und ist inzwischen auf historischem Rekordstand (noch schlimmer als in den 1930er Jahren). Der neusten Studie der Unia zur Lohnschere entnehmen wir, dass sich die obersten Chefs trotz Bonidiskussion und Abzockerinitiative mehr nehmen denn je: Im Schnitt der untersuchten Unternehmen beträgt die Lohnschere zwischen den höchsten und tiefsten Salären inzwischen 1:165. Letztes Jahr lag sie noch bei 1:150. Und von der Grossbank Credit Suisse wissen wir, dass das reichste 1 Prozent in der Schweiz mehr Nettovermögen besitzt als 90 Prozent der Bevölkerung. Tendenz: immer ungleicher.

Und die Schweiz? Hier geht alles still und leise seinen üblichen Gang. Nach Pikettys «wid»-Daten steigt hier die Ungleichverteilung der Einkommen steil an und ist inzwischen auf historischem Rekordstand (noch schlimmer als in den 1930er Jahren). Der neusten Studie der Unia zur Lohnschere entnehmen wir, dass sich die obersten Chefs trotz Bonidiskussion und Abzockerinitiative mehr nehmen denn je: Im Schnitt der untersuchten Unternehmen beträgt die Lohnschere zwischen den höchsten und tiefsten Salären inzwischen 1:165. Letztes Jahr lag sie noch bei 1:150. Und von der Grossbank Credit Suisse wissen wir, dass das reichste 1 Prozent in der Schweiz mehr Nettovermögen besitzt als 90 Prozent der Bevölkerung. Tendenz: immer ungleicher.

STEUERDEALS FÜR GROSSVERDIENER

Nun sei es höchste Zeit, die Umverteilung nach oben zu bremsen, finden die Schweizer Juso, und ein paar Milliarden Franken an die 99 Prozent der Bevölkerung zurückzuveteilten. Dafür wollen sie per Volksinitiative Steuerprivilegien abschaffen, vor allem aber die Kapitaleinkommen stärker besteuern (siehe Box rechts). Die gewonnenen «5 bis 10 Milliarden» wollen sie zur Entlastung der unteren und mittleren Einkommen und für die soziale Sicherheit nutzen.

Warum per Steuern? Und warum zielen die Juso auf Einkommen aus Kapital und Spekulation?

Steuern sind das beste Mittel, für minimale Gerechtigkeit zu sorgen. Dass alle nach ihren Mitteln zum Gemeinwesen und zum Service public beitragen sollen, ist ein urdemokratisches Prin-

zip. Darum wurden auch Regeln wie die Steuerprogression eingerichtet. Gerechte Steuern verteilen um. Ein wenig. Von oben nach unten. Das ist die Grundlage des demokratischen und eidgenössischen Vertrags.

- Aber seit Mitte der 1980er Jahre wird dieser zunehmend gebrochen. Die Besitzenden und ihre bürgerlichen Politiker haben die Mechanik umgedreht. Jetzt wird von unten nach oben umverteilt.

- Mit der Abschaffung der Erbschaftssteuer in den meisten Kantonen (dabei ist das Erbe ein wichtiger Antrieb der Ungleichheit).

- Mit Einrichtungen wie der Pauschalsteuer für superreiche Ausländer, mit Briefkastenfirmen (Holdings) und der Steuerkonkurrenz zwischen Kantonen und sogar Gemeinden.

- Mit Steuerdeals für Grossverdiener. Heute liegt die Steuerbelastung der grossen Unternehmen auf Gewinne real unter 10 Prozent. Das hätten wir Arbeitenden, die per Lohnausweis besteuert werden, auch gerne.

AMTL. BEW. STEUERSCHLUPFLÖCHER

Besonders deutlich zeigt sich der Trend der Reichen, die ganze Last des Gemeinwesens den Arbeitenden aufzubürden, bei den Einkommenssteuern. Gerade sind die Zahlen des Bundesamtes für Statistik für 2016 erschienen. Sie zeigen: In sämtlichen Kantonen wurden die Steuern auf Einkommen über 1 Million Franken seit dem Jahr 2000 gesenkt, zum Teil massiv wie in Uri, Schaffhausen, Basel oder im Aargau. Die mittleren Einkommen wurden weit schwächer entlastet, in 11 Kantonen wurden sie sogar stärker zur Kasse gebeten. Die Progression verflacht. Klarer Fall von Umverteilung nach oben.

Der Staat organisiert sie, indem er amtlich bewilligte Steuerschlupflöcher einrichtet. Zum Beispiel mit dem Billionen-Schlupfloch für Aktionäre in der Unternehmenssteuerreform II des ehemaligen UBS-Mannes und späteren FDP-Bundesrates Hans-Rudolf Merz.

Hier liegt der entscheidende Punkt: Immer mehr Einkommen werden nicht mehr aus Arbeit generiert, sondern aus weitgehend steuerbefreiten Kapitaleinkommen wie etwa Gewinnen aus ausserbörslichen Geschäften. Allein diese spekulativen Geschäfte haben inzwischen das Achtfache der gesamten Weltwirtschaftsleistung erreicht, von Devisen-, Börsen-, Rohstoffspekulationen gar nicht zu reden. Früher schnitt ein Kapitalbesitzer einmal im Jahr seinen Coupon von der Aktie und erhielt dafür vielleicht 6 Prozent Dividende minus 33 Prozent Steuer. Heute wechselt eine Aktie im Schnitt alle 12 Minuten die Hand, und andere «Wertpapiere» werden im Zehntelsekundentakt verscherbelt.

Pikettys Zahlenberge belegen, dass Kapitaleinkommen heute der Motor der explodierenden Ungleichheit geworden sind. Kein Wunder: Praktisch die gesamten arbeitsfreien Einkommen aus dem Kapitaleinsatz, die heute mehr als die Hälfte der Nationaleinkommen ausmachen, fliessen zum reichsten 1 Prozent. Hier setzen die Juso an.

... sondern aus weitgehend steuerbefreitem Kapitaleinkommen.

Juso-Initiative: Zurückverteilen!

Eine kluge Regel sagt: Miss den Erfolg deiner Arbeit an der Reaktion deiner Gegner. Tamara Funicello, die Juso-Präsidentin, kann sich darum sicher sein, vieles richtig gemacht zu haben. Kaum ausgerufen, zieht die Juso-Initiative für die Entlastung der Löhne und der unteren Einkommen die Wut der Konzernlobby Economiesuisse, harsche Kommentare der Medien und die Gehässigkeiten der Reichen auf sich. Also alles gut.

NEUE BERECHNUNG. Die Jungsozialisten treiben die SP immer wieder dorthin, wo sie hingehört: zur Verteilungsfrage. So war es schon mit der 1:12-Initiative. Wie schon gegen 1:12, regt sich der neoliberale Flügel der SP um den Zürcher Ständerat Daniel Jositsch auch diesmal fürchterlich auf: Die Initiative verstosse «gegen wichtige Grundsätze bewährter sozialdemokratischer Politik». Das ist nicht falsch. SP-Finanzdirektoren und Kantonalpolitiker haben immer wieder

Eine simple Lösung im komplizierten Steuerrecht.

Steuergeschenke für die Konzerne und die Bestverdienenden mitgetragen – oder sogar initiiert. Die SP-Rechten setzten das Gerücht im Umlauf, die Juso wollten jetzt Kapitalgewinne mit 150 Prozent besteuern. Falsch. Mit der Initiative würde nur die Berechnung der Steuern geändert: Einkommen aus Kapital und Spekulation würden eineinhalb Mal stärker gewichtet als Einkommen aus Arbeit. Beispiel: Wer im Job 60 000 Franken pro Jahr verdient, bezahlt Steuern für die 60 000. Wer aus Kapital und Spekulation 5 Millionen Franken kassiert, würde auf der Basis von 7,5 Millionen Franken Gewinn besteuert. Wie viel Steuern dann fällig werden, hängt vom Steuererfolg ab, und der ist überall anders.

Eigentlich eine simple Lösung im komplizierten Steuerrecht. Kapitalbesitzern bliebe immer noch reichlich Kapitaleinkommen, aber der öffentlichen Hand flösse mehr Geld zu, um die unteren Einkommen zu entlasten und die sozialen Absicherungen zu stärken. Zusammen mit der Abschaffung der Steuerprivilegien, dem zweiten Teil der Juso-Initiative, könnte dieses neue Stück Gerechtigkeit 10 Milliarden Franken einspielen. (olf)

workfrage: Was halten Sie von der 99%-Initiative?

Schreiben oder mailen Sie uns Ihre Meinung zu diesem Thema! Eine Auswahl der Antworten lesen Sie in der nächsten Ausgabe. E-Mail oder Brief an: **work, Frage, Postfach 272, 3000 Bern 15, redaktion@workzeitung.ch**

EU-Arbeitsinspektorat Juncker will handeln

Die Europäische Union verfügt über eine europäische Bankenaufsicht, ein Polizeiamt, eine gemeinsame Marktaufsicht, eine europäische Grenzschutzagentur und ähnliches mehr. Aber keine europäische Behörde sorgt bisher für die Durchsetzung der Rechte der Arbeitenden, Migrantinnen und Migranten. Wird heute im Land A ein



Andreas Rieger ist Unia-Sekretär und vertritt den SGB im Europäischen Gewerkschaftsbund (EGB).

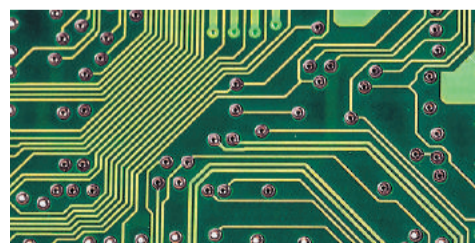
Schleppernetz aus dem Land B aufgedeckt, das Bauarbeiter zu Dumpingpreisen vermittelt, dann sind die Schlepper schnell über alle Berge. Und die Kontrollleure und Behörden im Land A bleiben auf ihren Klagen sitzen.

UNION DER GLEICHEN. 16 Millionen Bürgerinnen und Bürger der EU arbeiten in einem Mitgliedstaat, dessen Staatsangehörigkeit sie nicht besitzen. Wenn ihre Rechte als Arbeitende verletzt werden, können sie sich an keine europäische Behörde wenden. Das will der EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker jetzt ändern. In seiner Rede zur Lage der EU sagte er, es sei absurd, dass eine Bankenaufsicht darüber wache, dass Bankenstandards eingehalten würden, aber keine Arbeitsaufsicht europaweit die Einhaltung des Arbeitsrechts durchsetze. Juncker: «In einer Union der Gleichen kann es keine Arbeitnehmer zweiter Klasse geben. Menschen, die die gleiche Arbeit am gleichen Ort verrichten, sollen den gleichen Lohn bekommen.»

NIEMAND SETZT BISHER EUROPAWEIT DIE RECHTE DER ARBEITENDEN DURCH. Jean-Claude Juncker jetzt ändern. In seiner Rede zur Lage der EU sagte er, es sei absurd, dass eine Bankenaufsicht darüber wache, dass Bankenstandards eingehalten würden, aber keine Arbeitsaufsicht europaweit die Einhaltung des Arbeitsrechts durchsetze. Juncker: «In einer Union der Gleichen kann es keine Arbeitnehmer zweiter Klasse geben. Menschen, die die gleiche Arbeit am gleichen Ort verrichten, sollen den gleichen Lohn bekommen.»

GOLDENE NASEN. Gleicher Lohn am gleichen Ort, das verlangen die Gewerkschaften schon seit Jahren. Vielleicht kommen sie ihrem Ziel nun etwas näher. Aber der Widerstand gegen Junckers Projekt kommt bestimmt. Im Namen der «Unternehmerfreiheit» will Spanien, wollen aber auch Regierungen aus Mittel- und Osteuropa das Lohndumping weiter wüten lassen. Sie schaden damit den Arbeitnehmenden und protegieren die Schlepper-Unternehmer, die sich mit dem organisierten Dumping goldene Nasen verdienen. Diese operieren längst über die Landesgrenzen hinweg, während die Kontrollbehörden noch an den Grenzen Halt machen müssen.

UNIA online



Unsere Vision: soziale Digitalisierung

Digitalisierung muss allen Menschen dienen. Sie muss unser Leben und unsere Arbeit einfacher machen. Wir dürfen darum die Gestaltung der Digitalisierung nicht den Konzernen und Aktionären überlassen. Damit die digitale Entwicklung nicht zur Bedrohung für wichtige soziale Errungenschaften wird, braucht es Regeln, die die Beschäftigten schützen. Mehr zu unserer Vision der sozialen Digitalisierung:

www.unia.ch/soziale-digitalisierung



AKUTE PERSONALNOT: Deutschlands Pflegekräfte lassen sich das Stellensparen der Spitäler nicht länger bieten. FOTO: KAY HERSCHELMANN/VERDI

In Deutschland lassen sich die Pflegenden nicht länger vertrösten «Kräftig in die Suppe gespuckt»

Pflegekräfte leiden unter der Personalnot in deutschen Spitälern. Jahrelang hat die Gewerkschaft Verdi für eine politische Lösung geworben. Nun wird dafür gestreikt.

JOHANNES SUPE, BERLIN

Michael Quetting lacht, als man ihn fragt, ob er für die Kirchen nun der unbeliebteste Gewerkschafter Deutschlands sei. «Ich vermute schon, immerhin haben wir ihnen kräftig in die Suppe gespuckt», antwortet der Sekretär der Gewerkschaft Verdi.

Es ist Freitag, der 13. Oktober. Nicht mal zwei Tage ist es her, dass die Belegschaft der Marienhausklinik im saarländischen Ottweiler im deutschen Südwesten die Arbeit niedergelegt hat. Ein Tabubruch. Als Teil der Marienhaus-Unternehmensgruppe gehört die Einrichtung der katholischen Kirche – und dort waren Arbeitskämpfe in Deutschland bislang unbekannt. «Aber die Situation hier ist genauso wie in allen anderen Krankenhäusern des Landes. Wieso sollten wir nicht kämpfen?» gibt Quetting zurück.

14 BRIEFE

In der Klinik fehlt es schlicht an Personal. Nachts arbeiteten die Pflegekräfte oft allein auf der Station, tagsüber bleibe ihnen selten Zeit, eine Pause zu nehmen. Wer

einen freien Tag habe, müsse oft für ausgefallene Kollegen einspringen. Mehrfach hätten Belegschaft und Gewerkschaft auf die Zustände hingewiesen, insgesamt 14 Briefe schickten sie auch dem Bischof. Doch gebessert, so Quetting, habe sich nichts. Also Streik. Nicht für mehr Lohn, sondern für mehr Personal auf den Stationen.

AUFTAKT IN BERLIN

Etwa 700 Kilometer entfernt sitzen jene, die es Quetting und den Kollegen der Marienhausklinik vorgemacht haben: die Angestellten der Berliner Universitätsklinik Charité. Im Juni 2015 sorgten sie

Das Profitstreben der Kliniken ist politisch gewollt.

mit einem zehntägigen Streik für Aufsehen. Nach dessen Ende verpflichtete sich die Klinikleitung, mit Verdi einen Vertrag über feste Personalvorgaben auf den Stationen abzuschliessen. Seitdem ist der «Tarifvertrag Gesundheitsschutz und Demographie», wie das Papier heisst, ein Bezugspunkt für Klinikbeschäftigte in der ganzen Bundesrepublik.

Dass auch in der Charité nicht alles gut ist, weiss Dana Lützkendorf. Sie arbeitet auf einer In-

tensivstation der Uniklinik. «Die Regeln in unserem Tarifvertrag sind gut. Doch sie werden einfach nicht eingehalten», so die Pflegerin. Würden Kolleginnen krankheitsbedingt ausfallen, lasse die Klinikleitung die verbleibenden Beschäftigten in Unterzahl weiterarbeiten. Laut dem Tarifvertrag dürften in so einem Fall nicht alle Betten belegt werden. Doch davor scheuten die Ärzte oft zurück, so Lützkendorf. «Aus Angst davor, ihre Zielvorgaben nicht zu erreichen.» (Siehe Box.)

Und so befindet sich auch die Belegschaft der Charité wieder in einer Auseinandersetzung. Am 18. September waren die Pflegekräfte für fünf Tage in den Streik getreten, dann zeigte sich die Klinikleitung zu Verhandlungen bereit. Die Gespräche laufen noch. Mitte November werde die Belegschaft dann entscheiden, ob die Resultate genügen oder ob man wieder in den Ausstand tritt.

BESUCH BEIM BISCHOF

Allein wären die Berliner dann wohl nicht. Neben der Saarländer Marienhausklinik hatte Verdi am 13. Oktober noch sechs andere Häuser zum Arbeitskampf aufgerufen. «Wir bleiben dran und erhöhen die Schlagzahl. Wenn sich die Arbeitgeber nicht bewegen, sind weitere betriebliche Aktionen und Streiks nicht ausgeschlossen», er-

70000 Pflegenden zu wenig

Die Gewerkschaft Verdi geht davon aus, dass in den rund 2000 deutschen Spitälern mehr als 162 000 Vollzeitstellen fehlen, davon 70 000 in der Pflege. Hintergrund ist das politisch gewollte Profitstreben der Kliniken. Ein Spital, das mit geringem Personalaufwand möglichst viele Fälle behandelt, kann am Ende des Jahres einen Millionenüberschuss ausweisen.

VORBILD CHARITÉ. Um diese Entwicklung zu bremsen, wirbt Verdi für gesetzliche Vorgaben über den Einsatz von Personal. Seit einigen Jahren setzt die Gewerkschaft zudem auf Verbesserungen über Tarifverträge. «Auch die Arbeitgeber stehen in der Pflicht. Sie müssen für Arbeitsbedingungen sorgen, die Beschäftigte nicht krank machen», so Sylvia Bühler aus dem Verdi-Bundesvorstand zu work. Eben so, wie es an der Berliner Charité geschehen ist.

klärt Sylvia Bühler aus der Verdiführung.

Gewerkschaftsmann Quetting wird sogar noch genauer: «Am 25. Oktober streiken wir wieder. Und diesmal werden wir den Bischof besuchen.»

Für bessere Arbeitsbedingungen in der Altersheim-Gruppe Senevita Ein erster Erfolg für die Pflegenden

Die Gewinne traumhaft, der Alltag ein Albtraum: So gerieten die Altersheime der Senevita-Gruppe in die Schlagzeilen. Nun ist die Geschäftsleitung bereit zum Dialog mit der Unia.

CHRISTIAN EGG

«Unsere Arbeit ist Fließbandarbeit. Wir rennen nur noch von einem Zimmer zum anderen, ein Gespräch liegt nicht mehr drin.» So beschrieb Pflegefachfrau Nadine Marti* in work ihre Arbeit in einem Altersheim von Senevita.

Das war vor gut einem Jahr. Seither reisst der Strom negativer Schlagzeilen zu Senevita-Heimen nicht ab. Der Tenor überall: zu wenig Personal, zu wenig Zeit. Gute Pflege ist nicht mehr möglich.

So kann es nicht weitergehen, befanden Anfang Oktober die zweihundert Teilnehmenden des Unia-Aktionstages Pflege und Betreuung. Vor dem

2016 erreichte Senevita eine Traumrendite.

Senevita-Hauptsitz in Muri BE forderten sie bessere Arbeitsbedingungen und

protestierten gegen Profitmacherei auf dem Buckel der Angestellten und der Pflegebedürftigen.

RENDITE. Denn der Senevita, mit 32 Heimen die grösste private Altersheimkette in der Schweiz, mangelt es nicht an Geld. Sie ist Teil des französischen Orpea-Konzerns. Allein für die Schweiz wies Orpea letztes Jahr 34 Millionen Euro Gewinn aus. Bei einem Umsatz von 103 Millionen bedeutet dies eine Traumrendite von 33 Prozent – so hoch wie in keinem anderen Land. Udo Michel, Chef Pflege bei der Unia, kritisiert: «Für Senevita scheint die Rendite



GEHÖR VERSCHAFFT: Unia-Aktionstag Pflege und Betreuung mit Demonstration vor dem Senevita-Hauptsitz in Muri BE.

wichtiger zu sein als das Wohl der Menschen.»

GESPRÄCHE. Am Protesttag forderten die Pflegeangestellten die Senevita zum sozialpartnerschaftlichen Dialog auf. Und hat-

ten damit Erfolg: In einem Brief an die Unia zeigt sich Senevita-CEO Hannes Wittwer gesprächsbereit. Udo Michel: «Jetzt sind wir daran, einen Termin zu finden. Ich bin gespannt auf das erste Gespräch.»

FOTO: PEXELS

FOTO: UNIA

* Name geändert

Brisante neue Zahlen! Ökonom Beat Baumann hat gerechnet: So viel Kohle pro Kopf machen Firmen mit uns

Viele Branchen streichen satte Gewinne ein. Und das seit Jahren, wie Unia-Ökonom Beat Baumann belegt.

RALPH HUG

Regelmässig liefern rund 22 000 Betriebe in der Schweiz Zahlen aus ihrer Buchhaltung nach Bern. Der Wust erscheint dann in einer Statistik unter dem langweiligen Titel «Buchhaltungsergebnisse schweizerischer Unternehmungen». Eine Sache für Typen mit Ärmelschonern? Keineswegs. Denn die Daten haben es in sich. Nur hat das bis jetzt niemand gemerkt. Ausser Beat Baumann. Der Hausökonom der Unia hat die jüngst publizierten Zahlen des Bundesamts für Statistik durchforstet. Und er sagt: «Da hat es Zündstoff drin.»

Zwar beziehen sich die neuesten Zahlen aufs Jahr 2015. Doch laut Baumann sind sie die einzige Quelle, die Gewinne für ganze Branchen ausweist. Sucht man sonst Gewinnzahlen der Wirtschaft, guckt man hierzulande schnell in die Röhre. Nur an der Börse kotierte Firmen

Zündstoff in Zahlen: Unia-Ökonom Beat Baumann.



sind nämlich per Gesetz verpflichtet, Angaben über Umsätze, Löhne und Gewinne offenzulegen. Alle anderen, und damit ein Grossteil der Wirtschaft, können sich um öffentliche Transparenz foutieren. Nun zeigt die Statistik, dass die Branchen teils riesige Gewinne pro Arbeitskraft einstreichen.

GIGANTISCHE PROFITE

Auf geradezu krasse Weise erzielen Roche, Novartis, Actelion & Co. Profit. Die Pharmaindustrie zieht pro Jahr aus jedem und jeder Mitarbeitenden sage und schreibe 364 000 Franken Gewinn. Das sind dreimal mehr als der Durchschnittslohn eines Angestellten.

Kein Wunder, stehen Konzernchefs wie Severin Schwan von Roche und Joe Jimenez von Novartis mit über 12 Millionen Franken Jahreslohn an der Spitze der Top-Abzocker in der Schweiz. Selbst wenn das Resultat durch Gewinnverschiebungen vom Ausland in die Tiefsteuer-Schweiz beeinflusst sein könnte, würde dies an der Tendenz nichts ändern.

Gross sind die Profite auch in der Uhrenbranche. Hier liefert jeder Angestellte pro Jahr einen Gewinn von 79 000 Franken ab. In der Chemie liegt der Profit mit 73 000 Franken fast gleich hoch.

Dagegen fallen die Gewinne der Maschinenbauer und Autozuliefererinnen schon deutlich ab. Sie liegen bei 26 000 Franken. Wie überdreht die Profite in der Finanzindustrie sind,

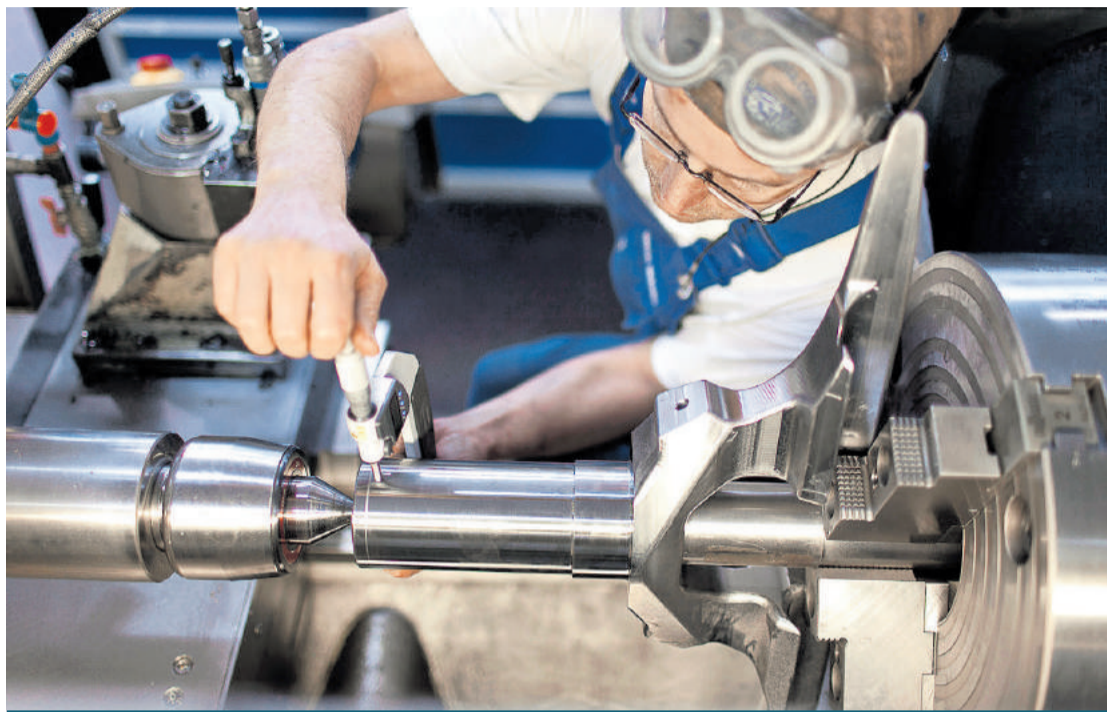


FOTO: KEYSTONE

Gewinne für Firmen pro Vollzeitarbeitende (100%-Stelle)

	2010	2011	2012	2013	2014	2015
Pharma	314 000.-	322 000.-	380 000.-	387 000.-	386 000.-	364 000.-
Uhren*	81 000.-	82 000.-	72 000.-	78 000.-	78 000.-	79 000.-
Chemie	40 000.-	27 000.-	29 000.-	36 000.-	36 000.-	73 000.-
Getränkeherstellung	29 000.-	37 000.-	29 000.-	32 000.-	32 000.-	32 000.-
Nahrungs- und Futtermittel	26 000.-	30 000.-	26 000.-	26 000.-	21 000.-	26 000.-
Maschinenbau	26 000.-	30 000.-	31 000.-	30 000.-	25 000.-	26 000.-
Automobile und Automobilteile	21 000.-	25 000.-	30 000.-	33 000.-	72 000.-	26 000.-
Elektronische Ausrüstungen	3 000.-	23 000.-	33 000.-	25 000.-	13 000.-	22 000.-
Logistik	27 000.-	26 000.-	17 000.-	18 000.-	19 000.-	17 000.-
Ausbaugewerbe	10 000.-	11 000.-	9 000.-	10 000.-	12 000.-	11 000.-
Coiffeursalons	10 000.-	9 000.-	11 000.-	14 000.-	9 000.-	11 000.-
Hochbau	11 000.-	10 000.-	9 000.-	9 000.-	10 000.-	9 000.-
Detailhandel	13 000.-	13 000.-	15 000.-	13 000.-	15 000.-	8 000.-
Tiefbau	7 000.-	8 000.-	10 000.-	7 000.-	7 000.-	6 000.-
Gebäudebetreuung, Gartenbau	3 000.-	3 000.-	2 000.-	3 000.-	3 000.-	4 000.-
Beherbergung	3 000.-	4 000.-	-2 000.-	-1 000.-	-1 000.-	3 000.-
Wach- und Sicherheitsdienste	3 000.-	3 000.-	3 000.-	3 000.-	2 000.-	2 000.-
Heime	2 000.-	3 000.-	2 000.-	1 000.-	1 000.-	1 000.-
Gastronomie	16 000.-	4 000.-	4 000.-	5 000.-	5 000.-	0
Autogewerbe	24 000.-	8 000.-	10 000.-	9 000.-	-16 000.-	-16 000.-

*und Datenverarbeitungsgeräte

geht aus dieser Statistik leider nicht hervor. Denn Banken und Versicherungen liefern dazu keine Daten.

Erstaunlich ist, dass selbst Tieflohnbranchen noch auf happige Gewinne kommen. 11 000 Franken pro Beschäftigte weist zum Beispiel die Sparte «Noga 96» aus. So heisst statistisch die

Auch die Tieflohnbranchen kommen auf teils happige Gewinne.

Branche «Erbringung von sonstigen überwiegend persönlichen Dienstleistungen». Darunter sind Coiffeur- und Kosmetiksalons sowie Wäschereien und chemische Reinigungen zu verstehen. Ökonom Baumann vermutet, dass der überraschend hohe Profit überwiegend aus den industriell organisierten Wäschereien stammt und weniger aus den einfachen Coiffeurläden.

Im Hoch- und Tiefbau liegen die Gewinne pro Beschäftigten bei 9 000 bzw. 6 000 Franken.

Jeder Baubüezer liefert somit dem Baumeister mit seiner harten Arbeit pro Jahr ein bis zwei Monatslöhne als Gewinn ab.

JOBS WEG, GEWINNE DA

Beat Baumann kann zudem zeigen, dass die Branchengewinne in den letzten acht Jahren teils stark zugenommen haben. Auf der anderen Seite sind viele ziemlich stabil geblieben. Zweige wie die Uhrenindustrie, der Maschinenbau oder das Bauhauptgewerbe bringen konstante Profite ohne grosse Einbrüche hervor. Und das sogar unabhängig von der Währungssituation. Die Aufhebung des Franken-Mindestkurses im Januar 2015 hätte für die exportorientierten Betriebe eigentlich einen deutlichen Gewinneinbruch erwarten lassen. Dem ist aber nicht so.

Die Devise der Chefs hiess vielmehr: Kosten drücken und Jobs auslagern, um die Gewinne zu retten. Das ist ihnen anscheinend gelungen. Aber nur auf Kosten der Arbeitslosen, um die sich nun der Staat kümmern muss.

workstandpunkt

Höchste Zeit für höhere Löhne



RALPH HUG

Diese Gewinndaten sind brisant. Denn jetzt beginnt der Lohnherbst. Und damit das grosse Jammer der Arbeitgeber, sie verdienen zu wenig und es seien, wenn überhaupt, nur geringfügige Lohnerhöhungen möglich. Die Branchenzahlen strafen solche Jammerer Lügen. Ökonom Baumann macht klar: In vielen Wirtschaftszweigen gibt es erheblichen Spielraum für Lohnerhöhungen. Jetzt ist definitiv das Ende der Bescheidenheit angesagt.



la suisse existe
Jean Ziegler

DER MORD IN LA HIGUERA

Es geschah vor 50 Jahren. Félix Rodríguez, ein nordamerikanischer CIA-Agent kubanischer Abstammung, betrat das verdunkelte Klassenzimmer der Schule von La Higuera, einem kleinen Dorf in den kargen Bergen des südlichen Boliviens. Der schwerverletzte Gefangene

Nur einer von jenen, die den Mord an Che verantworteten, überlebte Fidels Rache.

lag gefesselt auf einem Holztisch. Rodríguez sagte gemäss seinen später

veröffentlichten Memoiren: «Wir haben den Befehl erhalten, dich zu erschiessen.» Der Gefangene soll geantwortet haben: «Nie hätte ich lebend in eure Hände fallen dürfen. Aber jetzt ist alles gut.» Hinter Rodríguez stand Mario Terán, ein junger, völlig betrunkenen Unteroffizier der bolivianischen Ranger, einer Elitetruppe. Er exekutierte den Gefangenen. Der argentinische Arzt und Kommandant der bolivianischen Befreiungsarmee, Ernesto Guevara de la Serna, genannt Che, starb im Morgengrauen des 9. Oktober 1967.

FIDELS VERGELTUNG. Dieser Tage finden in vielen Universitäten und Gewerkschaftszentralen Feiern statt, im Gedenken an das militärische und politische Wirken und an die Revolutionstheorien des «Guerrillero Heroico». Noch wenig bekannt ist die kubanische Vergeltung. Fidel hatte geschworen, dass keiner, der für die Ermordung seines Freundes verantwortlich war, lebend davonkommen sollte. Der bolivianische Diktator und Luftwaffengeneral René Barrientos verbrannte bei einem Hubschrauberabsturz. General Alfredo Ovando, der zweite Mann des Barrientos-Regimes, wurde exekutiert. Der Geheimdienstchef Roberto Pereira liess sich – gejagt von Angst – zum Generalkonsul in Hamburg ernennen. Am 1. April 1971 wurde er in seinem Büro erschossen. Nur Hauptmann Garry Prado, der Befehlshaber der Ranger-Truppe, die Che gefangen hatte, entging dem Tod. Die kubanischen Rächer stellten ihn eines Abends in Santa Cruz, der bolivianischen Tieflandmetropole. Sie schossen auf ihn. Seither ist er vollständig gelähmt.

SOLIDARITÄT. Ches Wirken und sein Tod begründeten die internationale Solidarität der kubanischen Revolution. Ein einziges Beispiel: Zehn Jahre nach Ches Ermordung kämpften 15 000 kubanische Soldaten gegen eine südafrikanische Invasionsarmee in Angola. Ihr Sieg beschleunigte den Sturz der weissen Rassendiktatur in Südafrika und die Befreiung Mandelas.

SCHWEIZER WAFFEN. Was niemand vergessen sollte: Che wurde mit einem Schweizer Sturmgewehr erschossen. Die bolivianischen Ranger waren damit ausgerüstet. Der Bundesrat hatte der Firma SIG Schaffhausen die Exportbewilligung erteilt, weil – so die Begründung des damaligen Schweizer Botschafters in La Paz – Bolivien Ende der sechziger Jahre keinen Krieg führte, sondern nur «Bandenunwesen» bekämpfte.

Mehr über Che Guevara auf Seite 11

Jean Ziegler ist Soziologe, Vizepräsident des beratenden Ausschusses des Uno-Menschenrechtsrates und Autor. Sein neuestes Buch, «Der schmale Grat der Hoffnung», ist im März 2017 auf deutsch erschienen.



ALLES DA: Was der Coiffeur braucht und tausend Dinge mehr. Zum Beispiel alte Übungsköpfe, Haarspangen und -schnallen. An der Tür: praktische, poetische sowie politische Hinweise.



VON ORIGINAL ZU ORIGINAL: Küré Kirchofer, 67 (rechts), übergibt seine legendäre Schere peu à peu an Gianni Izzo (48).

Haarstudio? Nein, Gesamtkunstwerk. Zu Besuch bei Berns originellsten Coiffeuren. Küré, Gianni und ihr Minisalon

Wer Nippes liebt und tolle Frisuren, ist an der Postgasse 24 in Bern am Ziel seiner Wünsche: in der kunterbunten Welt der Haarkünstler Küré Kirchofer und Gianni Izzo.

SABINE REBER | FOTOS YOSHIKO KUSANO
Kennengelernt haben sich die zwei begnadeten Coiffeure und Berner Stadtoriginalen in einer Schwulenbar. Zwischen Gianni Izzo (48) und Küré Kirchofer (67) hat's sogleich gefunkt. Und nein, sie sind an dem Abend kein Paar geworden, dafür aber Geschäftspartner. Gianni Izzo ist Coiffeur mit Leib und Seele, er gilt als einer der raffiniertesten Haarschneide-der-Hauptstadt, und ein bisschen Psychiater sei er natürlich auch. «ah, wenn eine kommt und alles ratz fatz abhauen will, dann weiss ich natürlich, was es geschlagen hat. Dann rieche es nach Trennung. Am liebsten möge er aber einen schönen Pa-

genschneid, «so wie Uma Thurman in Pulp Fiction! Zack, wie mit dem Beil, dass man keinen Wirbel mehr sieht.»
Ein messerscharfer Pagenschnitt sei etwas vom Schwierigsten. Der heute modische Undercut hingegen, Gianni verwirft die Hände, «unten abrasieren und den Deckel drüberfallen lassen, das kann jeder, dafür braucht man keinen Coiffeur!». Eine gepflegte Herrenfrisur «mit sorgfältigem Ufäschärele wie in den 50er Jahren», das sei viel anspruchsvoller, «aber weich, damals hatten sie halt noch Zeit. Undercut geht schneller, drum machen das alle.» Wenn jemand zu ihm kommt und «chach mer schnäll» sage, dann frage er: «Willst du einen pünktlichen oder einen genauen Haarschnitt?»
Das sei furchtbar heute, wie die Leute immer pressieren wollten, «also weich, schnell kannst du bei mir nicht haben. Eine schöne Frisur braucht Zeit. Mir ist es egal, 15 Stunden am Tag zu arbeiten, aber hetzen lasse ich mich sicher nicht»

FRISIERKÖPFE UND SPÄNGELI
Auch Küré hat sich nie hetzen lassen. Gemütlich kümmert er sich um seine tausend Siebensächel-

chen, gönnt sich und seinen Kunden einen ausgiebigen Schwatz, schweift vom Hundertsten ins Tausendste.
Aber vor allem kennt sich der gelernte Maskenbildner aus mit Toupets und Perücken. Für das schwierigste Problem findet er eine Lösung, gemäss seiner Berufsphilosophie, dass sich aus jedem Haar eine schöne Frisur schaffen lasse. «Es gibt keine schlechten Haare», sagt er, «es gibt nur schlechte Coiffeure!»
Ausserdem mag er ausgefallene Accessoires. Cuvetten aus den 20er Jahren, alte Kinostühle, die er mit Zebrastrich überzogen hat, Art-déco-Lampen, und über allem schwebt das «Abendmahl» mit Elvis Presley und Marilyn

«Es gibt keine schlechte Haare, nur schlechte Coiffeure.»

KÜRE KIRCHHOFER, COIFFEUR

Monroe. Der Laden ist vollgepfropft bis unter die Decke mit alten Zeitschriften, Spängeli, Frisierköpfen, Haarteilen, Schminksachen, Zeitungsausschnitten und Postkarten, was sich halt in den letzten Jahrzehnten so alles angesammelt hat.

Und nun steht also Gianni im Laden von Küré. Dieser hat noch einen zweiten Salon in Zürich, und überhaupt sei er viel unterwegs, weil er sich an die Freiheit der Pensionierung gewöhnen will. Gianni sagt: «Manchmal ist er da, manchmal ist er nicht da», so genau wisse man das jeweils nicht – und er bündelt einen Stapel alter «Annabelle»-Frauenmagazine, «die Ausgaben aus dem Jahr 2010 brauchen wir wohl nicht mehr!»
Gianni büschelt ein Bündel Haarsträhnen, rückt einen Übungskopf aus den 60er Jahren zurecht, ständig ist er in Bewegung, redet und redet. Nein, zu viel wegwerfen wolle er auf keinen Fall, aber ein wenig Ordnung ins Sammelsurium bringen, das sei schon nötig, denn «wo ich hinfasse, fliegt mir was entgegen!»
Erst einmal hat er sich vorgenommen, Tablar für Tablar durchzugehen, «jeden Tag ein Gestell, bloss nicht zu viel ausschauen, denn Küré ist ja auch noch hier, dieser Laden ist sein Leben!». Aber doch so weit aufräumen, dass sie nun gelegentlich auch zu zweit hier arbeiten können. Denn Küré wird immer noch seine Stammkunden betreuen, während Gianni seine eigene Kund-

schaft seit Anfang Oktober an der Postgasse frisieret.
Geplant ist, dass mit der Zeit Gianni den Laden ganz übernimmt, wenn Küré dereinst auf-
«Wo ich hinfasse, fliegt mir etwas entgegen!»
GIANNI IZZO, COIFFEUR
hört. Ein gemütlicher, zeitlich noch nicht so genau definierter Übergang soll es werden. «Wir lassen uns nicht stressen!», das sei ihnen beiden wichtig, so könne Küré seinen Bedürfnissen entsprechend etwas kürzer treten. Und er lerne derweil von ihm, schwärmt Gianni: «Schau nur diese Toupets, und die Echthaarperücken! Wer kann das heute noch? Meine Generation, wir haben das nicht mehr gelernt.» Wie ein Schwamm saugt er das Wissen von Küré auf, «sonst weiss irgendwann gar niemand mehr, wie man ein schönes Haarteil einsetzt!»
SCHWESTERS HAARE
Gianni war im Herzen schon immer Coiffeur. Unter Gelächter über die eigene Geschichte schildert er, wie er als Knabe den Puppen seiner Schwester die Haare

abgehauen hat: «Als die nicht nachgewachsen sind, hat sie fürchterlich geweint. Also habe ich ihr erklärt, dass Menschenhaare ganz rasch nachwachsen, und sie überredet, ihre Haare zu schneiden.» Sie habe damals einen Zopf bis zum Füssli gehabt. So rasch, wie er ihr versprochen hatte, wuchs der dann nicht nach, was wiederum zu vielen Tränen geführt habe. Inzwischen verstehe er sich aber bestens mit seiner Schwester, dürfe ihr einmal im Jahr die Spitzen schneiden.
BERN SCHLÄGT NEAPEL
Nach der Schule sei für ihn klar gewesen, dass er eine Coiffeurlehre mache, «ich wollte nie etwas anderes sein als Coiffeur!» Gianni ist Neapolitaner. «Schweizer kann ich grad noch nicht werden, obwohl ich hier aufgewachsen bin», aber er habe einen Strafregister-eintrag, der erst 2019 gelöscht werde, eine blöde Sache sei das, und etwas unfair auch, denn «eigentlich wollte ich nur höflich sein! Also habe ich dem Polizisten einen Joint angeboten... aber was wotsch, so bin ich halt.»
Sein Vater sei übrigens von der Mafia umgefahren worden, erzählt er im nächs-

ten Satz und lässt noch einen Espresso aus der Maschine, und seine Mutter, die habe danach noch eine Weile in Neapel gelebt. «aber hey, für eine Frau alleine ist es dort viel zu gefährlich!». Darum lebe die Mutter nun wieder in Bern, und er selber, er reise so gerne, habe mehrere Jahre in London, Paris, Barcelona und München gearbeitet.
«Aber Neapel sehen und sterben, also nein, da bin ich lieber noch eine Weile in Bern!» Wieder schallendes Gelächter, dann eine Salve Neapolitanisch, oh, und Sizilianisch spreche er auch fließend, aber hier in der Berner Altstadt, in dem Sammelsurium von Küré, hier fühle er sich wirklich daheim.
Biberli meint: «Ordentlich dürelüfte tut gut!»



ALLES MÖGLICH: Küré und Gianni zaubern jede gewünschte Frisur auf jeden Kopf. Nur pressant mögen sie es nicht.



AUF ZACK: Exakte Frisuren – «wie mit dem Beil geschritten» – sind Gianni's Spezialität.



AUCH EINE BOUTIQUE: Ausgefällene Vintage-Accessoires sind das Tüpfchen aufs i für eine originelle Frisur.



WILDER STILMIX: Zebrafell, Art déco, und über allem wacht das «Abendmahl»-Gemälde mit Marilyn Monroe.



Fahrverbot für Diesel und Benziner: Stadtluft macht frei

Der ökologische Umbau erfolgt in den Städten schneller als gedacht. Weil der politische Druck wächst. Und weil moderne Städter sowieso aufs eigene Auto verzichten.

Ist es ökologisch sinnvoll, wenn wir von diesel- oder benzingetriebenen Autos auf Elektroautos umsteigen? Oder sind Elektroautos, wenn man ihre Produktion einbezieht, gar nicht so umweltfreundlich, wie viele von uns meinen? Die deutsche «Wirtschaftswoche» hat nachgerechnet. Basis der Berechnung ist ein Auto, das bis zu seiner Verschrottung 160 000 Kilometer zurücklegt. Das Resultat: Selbst wenn man den heutigen deutschen Strommix – mit zu viel Kohlestrom drin – dem Vergleich zugrunde legt, sind Elektroautos bereits viel umweltfreundlicher. Fünffmal umweltfreundlicher ist aufgrund dieses Quervergleiches ein neuer Elektro-Nissan, wenn wir den Strom aus regenerierbaren Quellen wie Sonne oder Wind beziehen.

LAUTER LÜGEN. Jeder technische Fortschritt wurde bisher zunächst bekämpft. **Lüge 1:** Für viele galten Sicherheitsgurten als brandgefährlich, weil man ihretwegen nicht aus einem Auto springen könne. Heute retten Sicherheitsgurten jedes Jahr Zehntausenden das Leben. **Lüge 2:** Für nicht wenige Autonarren waren Katalysatoren Teufelswerk, weil gar nicht genügend seltene Metalle für ihre Produktion zur Verfügung stehen würden. Ohne Katalysatoren wären viele Städte längst unbewohnbar.

Lüge 3: Während mehr als eines Jahrzehnts behaupteten die Gegner der Solarenergie, die Herstellung von Solarzellen verbrauche mehr Strom, als diese während ihrer Lebensdauer produzieren könnten. Wahr ist das Gegenteil: Innert 12 Monaten haben sie so viel Energie produziert, wie ihre Produktion zuvor beansprucht hat.

MEHR DRUCK. Lügen haben leider verdammte lange Beine. Weil sich hinter den meisten umweltfeindlichen Fake-News durchsichtige und kurzsichtige wirtschaftliche Interessen verstecken. Trotzdem kommen Benzin- und Dieselaautos viel schneller unter Druck, als die meisten denken. Das hat nicht nur mit dem technischen Fortschritt zu tun, sondern auch mit den politischen Rahmenbedingungen:

Druck 1: In Deutschland kommt es zu einer Regierung der rechten Mitte. Dies unter Beteiligung der Grünen. Jamaika hat nichts mit Bob Marley zu tun. Damit die Grünen mitmachen, brauchen sie etwas politischen Zucker. Unter dem Strich: mehr Elektroautos und weniger Kohlestrom.

Druck 2: In deutschen Innenstädten drohen von Richtern verhängte Fahrverbote für fast alle Dieselfahrzeuge, weil die Autoindustrie ihre Dieselfahrzeuge nicht hardwareseitig nachrüsten will.

Druck 3: In immer mehr Städten und Ländern sollen Benzin- und Dieselfahrzeuge ganz verboten werden. In Paris dürfen nach den Olympischen Spielen 2024 keine Dieselfahrzeuge mehr verkehren. In Grossbritannien werden ab

Pack den Tiger in den Tank!



ESSO-WERBUNG AUS BENZINSELIGER ZEIT: BALD KANN DER TIGER EINPACKEN. FOTO: ZVG

2030 keine Benzin- und Dieselfahrzeuge mehr zugelassen werden.

PRIVATAUTO, ADIEU. Warum bewegt sich in Städten wie Paris so viel? 60 Prozent der Pariser haben gar kein Auto mehr. Wer politisch gegen Luftverschmutzung vorgeht, hat nicht nur den technischen

Fortschritt, sondern auch die Mehrheit auf seiner Seite. Richtig Fahrt bekommt der ökologische Umbau erst, wenn das Privateigentum an den Autos aufgehoben wird und sich selbst steuernde Elektroautos unsere Mobilitätsbedürfnisse befriedigen. Etwas kompliziert, aber nicht so kompliziert wie ein Rubbellos.

LINKS ZUM THEMA:

● rebrand.ly/robotaxi
Alle beginnen zu rechnen, um wie viel Mobilität günstiger wird, wenn sich selbst steuernde Robotaxis uns hin und her chauffieren. Die UBS ist mehr als optimistisch: Pendeln werde bald nur mehr ein Drittel so teuer sein wie heute.

● rebrand.ly/verbotparis
Was für Auswirkungen haben Fahrverbote in grossen Städten für Benzin- und Dieselaautos? Niemand weiss viel Genaues. Auch das Leibblatt des deutschen Kapitals nicht.

Sie finden alle Links direkt zum Anklicken auf der work-Website unter der Rubrik «rosazukunft»: www.workzeitung.ch

INSERAT

work schaut den Mächtigen auf die Finger.



work sagt, was ist. Am Puls der Zeit.

work – die Zeitung zur Arbeit für die Arbeitenden.

+++ 1 Jahr work für 36 Franken +++ www.workzeitung.ch +++

Lust auf Perspektiven? Weiterbildung für Migrant/innen im Gastgewerbe

Die Gewerkschaft Unia und das Bildungsinstitut ECAP bieten Aus- und Weiterbildungen für Migrant/innen im Gastgewerbe im Kanton Bern an. Bei uns findest du die passende Weiterbildung.

Das bieten wir dir:

- **Standortbestimmungen**
Wir helfen dir, deine Kompetenzen zu erfassen und deine Weiterbildungsmöglichkeiten zu kennen.
- **Sprachkurse**
Mit beruflich orientierten Sprachkursen fürs Gastgewerbe verbesserst du deine Deutschkenntnisse.
- **Progredir**
Das Ausbildungsprogramm Progredir bereitet dich auf die EFZ-Prüfungen als Restaurationsfachmann/-frau vor.

Informiere dich über deine Ausbildungsmöglichkeiten.
Komm an eine unserer Infoveranstaltungen:

Bern	Interlaken	Biel
Montag, 13. November 15:00 oder 18:00 Uhr Unia Bern Monbijoustrasse 61 3011 Bern 031 385 22 22	Montag, 20. November 16:00 oder 18:00 Uhr Hotel Metropole Höheweg 37 3800 Interlaken 033 225 30 20	Montag, 27. November 16:00 oder 18:00 Uhr Unia Biel Murtenstr. 33, 5. Stock 2501 Biel 032 329 33 33

ECAP

info@ecap.ch
progredir.ch

UNIA

Unveröffentlichte Bilder zeigen Che Guevara bei seiner Arbeit

Das Gesicht der Revolution

Vor fünfzig Jahren wurde Ernesto Che Guevara ermordet. Noch nie veröffentlichte Bilder aus kubanischen Fotoarchiven leuchten sein Leben aus.

RALPH HUG

Statt auf dem Stuhl sitzt er auf dem Tisch und lässt die Beine baumeln. Und das als Redner vor versammelter Menge. Wirklich cool, dieser Ernesto Guevara (1928 bis 1967). Alle nannten ihn nur «Che». Ein Bürgersohn aus Argentinien, ein fleischgewordener Rebell. Guevara scherte sich nicht um Konventionen. Stets stand er in der ersten Reihe und wollte doch nur ein Arbeiter unter vielen sein. Wenn er einmal eine Aktentasche tragen musste, sah er seltsam fremd aus. Che war auch Staatsmann. Als Vertreter des revolutionären Kuba hielt er im Jahre 1964 in der Uno eine Brandrede gegen den US-Imperialismus. Selbst dort verzichtete er nicht auf sein gewohntes Outfit: olivgrüne Uniform mit Stiefeln und offenem Hemd, Pistole am Gurt, auf dem Kopf das Béret mit dem roten Stern. Und immer eine Zigarre dabei. So kannten und liebten ihn Millionen.

AN ALLEN FRONTEN

Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre sah in ihm den «vollständigsten Menschen unserer Zeit». Denn die 1960er Jahre waren die Epoche der Entkolonialisierung. Das Sinnbild der Zeit war der bewaffnete Guerril-

FIDELS RACHE

Lesen Sie zu Che Guevara auch «Der Mord in La Higuera» von Jean Ziegler. Seite 7

lero, der selbstlos für die Freiheit kämpft. Und Che Guevara verkörperte ihn perfekt.

Jetzt gibt es den rastlosen Revolutionär in bisher unveröffentlichten Fotografien zu sehen. In Kuba lagern noch Tausende von Negativen. Sie zei-

gen Guevara auf Schritt und Tritt: als Redner an Versammlungen, bei der Besichtigung von Fabriken, in Debatten mit Politikern, an der Seite von Frauen und als gefeierten Helden bei Massenveranstaltungen.

Der Fotoband «Che: Die ersten Jahre. Unveröffentlichte Fotos 1959 bis 1964» von René Lechleiter gibt Einblicke ins Frühstadium von Ches Politkarriere in Kuba. Als «Comandante» hatten Fidel Castro und er die Revolution angeführt. Im Januar 1959 jagten sie den Diktator Fulgencio Batista zum Teufel. Die Marionette der Yankees war endlich weg.

Guevara amtierte dann als Industrieminister und Präsident der kubanischen Zentralbank. Er wurde zum Gesicht der frechen Insel, die es gewagt hatte, sich der Weltmacht zu widersetzen. Die Bilder stammen von einheimischen Fotografen. Sie zeigen einen Kämpfer an allen Fronten. Einen, der auf dem Landgut auch mal einen Stier mit blossen Händen an den Hörnern packt.

Guevara endete tragisch. Bolivianische Militärs erschossen ihn auf



TISCHREDE: Che zieht ein Fazit des Seminars «Die Jugend und die Revolution» im kubanischen Ministerium für Industrie (9. Mai 1964).



Béret, Bart und kühner Blick: So wurde Che Guevara zur Ikone.

Geheiss des CIA im Oktober 1967 beim Versuch, «ein, zwei, viele Vietnams» zu schaffen. Sein unerschütterlicher Glaube, Kubas Revolution in Guerrilla-Manier in alle Erdteile exportieren zu können, liess ihn kläglich scheitern.

«UNVERWÜSTLICH»

Nach seinem Tod begann die Karriere als Ikone der Revolution. Guevara mutierte zur globalen Popfigur. Alberto Kortas berühmtes Portrait des «Comandante» ist auf Millionen von T-Shirts aufgedruckt. Der Fussballer Diego Maradona hat Che auf dem Oberarm tätowiert, ebenso Boxer Mike Tyson. Und Model Gisele Bündchen führt schicke Bikinis mit Guevara-Muster vor.

Che hatte auch dunkle Seiten. Er war Macho und Stalinist, nahm Tote in Kauf, forderte unbedingten Gehorsam, richtete Arbeitslager ein und soll politische Feinde auch eigenhändig umgebracht haben. Die Sowjetunion war ihm zu weich. In der Kubakrise 1962 hätte er Atomraketen abgefeuert. Nordkorea galt ihm als Vorbild. Trotzdem ist Ernesto Guevara für seine Anhänger der Mann geblieben, der durch hohe Ideale und persönliche Konsequenz überzeugt. «Sein Beispiel ist unverwüstlich», heisst es in Lechleiters Fotoband. Eindeutig: Ches Mythos lebt.

René Lechleiter (Hg.): **Che: Die ersten Jahre. Unveröffentlichte Fotos 1959–1964.** 96 Seiten, Verlag 8. Mai GmbH, Berlin, CHF 19.50 plus Versandkosten. Bestellungen: relesu@yahoo.de oder VSG-Zürich, c/o René Lechleiter, Holzswiesweg 35, 8047 Zürich.

AUSSTELLUNG Die Fotos von Che Guevara aus dem Archiv von Zeitungen wie «Granma» sind in einer Wanderausstellung zu sehen. Nächste Stationen: St. Gallen, Buchhandlung Comedia, von 19. Oktober bis 4. November, sowie Freiburg, Café du Tunnel, 18. Oktober bis 26. November.

Tagung: Freihandelsabkommen

Was sagen die Gewerkschaften?

EFTA, TISA, NAFTA: Diese Kürzel machen Schlagzeilen. Sie bezeichnen Freihandelsabkommen. Und diese sind oft umstritten. Auch die Gewerkschaften kritisieren sie, weil sie meist nur den Konzernen nützen und die sozialen Rechte der Arbeitnehmenden ignorieren. Eine Tagung des Gewerkschaftsbunds mit internationaler Beteiligung geht den Abkommen auf den Grund und klärt über ihre Gefahren auf. In Workshops sollen eigenständige gewerkschaftliche Positionen erarbeitet werden.

Freihandelsabkommen in der politischen Teufelsküche. Tagung am 24. November in Bern. Mit Tanja Buzek (Verdi), Rosa Pavanelli (PSI), Mark Herkenrath (Alliance Sud), Katharina Prelicz (VPOD), Andreas Rieger (Unia) und Luca Cirigliano (SGB). Anmeldung unter www.sgb.ch/tagungint.

Buch über Sozialprojekt Würdevoll wohnen

Mit dem Verein Casanostra hat der engagierte Bieler Gewerkschafter und Lokalpolitiker Fritz Freuler vor 25 Jahren ein Projekt gestartet, das in der Schweiz einmalig ist: Armutsbetroffene finden bei Casanostra würdige, saubere Wohnungen in Häusern, die der Verein kauft und renoviert. So gelingt es ihnen, in einem betreuten Umfeld wieder Fuss zu fassen. Ein neues Taschenbuch beschreibt, wie das Projekt entstand und wo es heute steht. In Interviews und Gesprächen geben Betroffene Auskunft über ihre Lebenssituation.

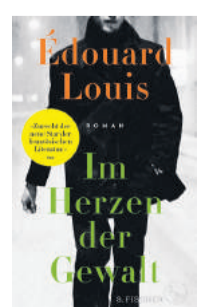


Patrick Probst: **Wohnen als Schlüssel zur Sozialarbeit.** 200 Seiten. Das Buch kann direkt bestellt werden bei info@casanostrabiel.ch. Statt eines festen Preises wird um eine Spende gebeten.

Neuer Roman Ein Flirt, ein Albtraum

Er nimmt eines Nachts einen Fremden mit aufs Zimmer. Dann eskaliert die Begegnung, es kommt zu einer Vergewaltigung. Dieses Trauma bewältigt der junge französische Autor Edouard Louis (24) in seinem neuen Roman «Im Herzen der Gewalt». Louis gehört zu einem Kreis von jungen Pariser Intellektuellen, die gegen Homophobie, Rassismus und ungerechte soziale Verhältnisse ansprechen. Wie Didier Eribon («Rückkehr nach Reims») reflektiert Louis über sich selbst und über die Arbeiterschicht in der französischen Provinz, aus der er stammt. Am Pranger steht eine Gesellschaft, die es immer noch zulässt, dass Homosexuelle als Menschen zweiter Klasse behandelt werden.

Edouard Louis: **Im Herzen der Gewalt.** Roman, 224 Seiten, S.-Fischer-Verlag, ca. CHF 22.–.



worklxl der wirtschaft

Daniel Lampart



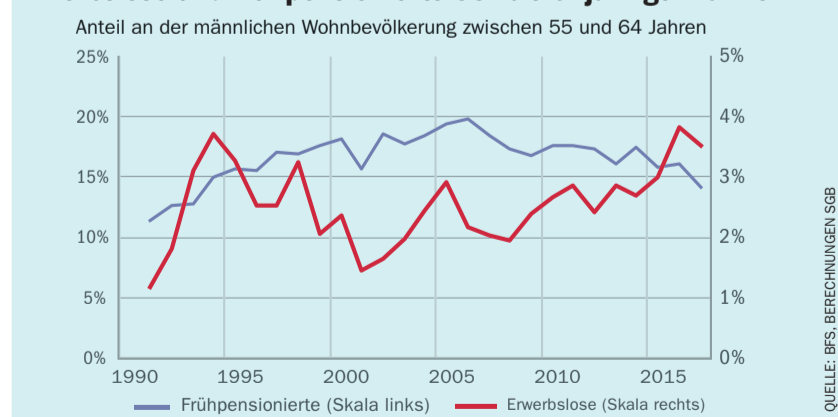
BELEGT: WENIGER FRÜHPENSIONIERTE = MEHR ARBEITSLOSE

Firmen gehen mit älteren Arbeitnehmenden immer härter um. Das zeigen mittlerweile auch die Statistiken. Die Erwerbslosigkeit bei den 55- bis 64jährigen ist in den letzten beiden Jahren gestiegen. Die Sozialhilfeszahlen in dieser Altersgruppe sind auf einem Höchststand. Ein wichtiger Grund dafür ist, dass es weniger Frühpensionierungen gibt. Die Frühpensionierung ist für viele ältere Arbeitnehmende der Notausgang aus einer schwierigen beruflichen Situation. Auch die Unternehmen suchen teilweise den Weg der Frühpensionierung von Mitarbeitern, wenn Stellen abgebaut werden müssen. In den 1990er Jahren war das relativ häufig der Fall. Das zeigt eine Studie des Bundesamtes für Sozialversicherungen aus jener Zeit: «Die älteren Mitarbeitenden werden bei einem Personalabbau insofern geschont, dass sie (soweit es die finanziellen Mittel erlauben) nicht entlassen, sondern frühpensioniert oder invalidisiert wer-

den. Solange Frühpensionierungen finanziell attraktiv waren und von den Arbeitgebern nicht aufgezwungen wurden, stiessen sie bei den Betroffenen auf ein positives Echo.»

ABGESCHOBEN. Heute ist das anders. Die Pensionskassen sparen. Sie haben etwas weniger Kapitalerträge. Und viele Arbeitgeber sind nicht bereit, die Lücken zu schliessen. Die Invalidenversicherung bewilligt viel weniger Renten. Es ist deshalb nicht überraschend, dass der Anteil der frühpensionierten Männer deutlich zurückging. Auch im laufenden Jahr zeigt die Kurve steil nach unten. Doch die Stellen gehen trotzdem verloren – die Betroffenen werden arbeitslos. Die Zahl der erwerbslosen Männer ist auf einem Höchststand. Bei den Frauen dürfte es nicht anders sein. Statistisch lässt sich das aber weniger klar zeigen, weil die Erwerbstätigkeit der Frauen aus gesellschaftlichen Gründen generell steigt.

Erwerbslose und frühpensionierte 55- bis 64jährige Männer



SCHÜTZEN. Diese Entwicklung ist besorgniserregend. Bei den Pensionskassen und bei der IV wird sich die Lage wahrscheinlich nicht von heute auf morgen verbessern. Um die Betroffenen besser zu schützen, braucht es deshalb einen besseren Kündigungsschutz für langjährige ältere Mitarbeitende. Zudem muss es endlich

möglich sein, auch bei einem Jobverlust in der vorherigen Pensionskasse zu bleiben, um so später eine Rente erhalten. Diese Verbesserung wäre mit der abgelehnten Altersvorsorge 2020 eingeführt worden.

Daniel Lampart ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds (SGB).



David Aeby
von der Unia-Rechtsabteilung
beantwortet Fragen
aus der Arbeitswelt.

Familienzulagen 1: Fällt die Zulage weg, wenn der Sohn einen Lehrlingslohn hat?

Ich habe drei Kinder: Der jüngste Sohn ist 14jährig und geht noch zur Schule. Die Tochter ist 16jährig und hat eben mit der Lehre begonnen. Der älteste Sohn ist 22jährig und studiert Geographie. Meine Kollegin behauptet, die Familienzulagen fielen weg, sobald ein Jugendlicher sein eigenes Geld verdiene, und dies auch dann, wenn er noch in der Ausbildung sei. Stimmt das wirklich?

DAVID AEBY: Nein. Die Kinderzulage beträgt mindestens 200 Franken monatlich (je nach Kanton ist der Betrag höher) und wird ausbezahlt, bis das Kind 16jährig ist. Ab diesem Zeitpunkt besteht Anspruch auf eine Ausbildungszulage von mindestens 250 Franken im Monat (auch hier kann der Betrag je nach Kanton höher sein). Sie wird bis zum Abschluss der Ausbildung aus-



ZUSTUPF: Die Familienzulage beträgt pro Kind minimal 200 Franken, je nach Kanton auch mehr. FOTO: PIXABAY

gerichtet, längstens aber bis zur Vollendung des 25. Altersjahres. Auch wenn die Tochter nun den ersten Lehrlingslohn erhält und der studierende Sohn in den Semesterferien mit einem Ferienjob eigenes Geld verdient, haben Sie weiterhin Anspruch auf die Ausbildungszulage. Achtung: Es gibt allerdings eine obere Grenze. Ist das Einkommen des Jugendlichen oder jungen Erwachsenen in Ausbildung höher als die maximale volle Altersrente der AHV, besteht kein Anspruch mehr auf die Ausbildungszulage. Diese Einkommensgrenze liegt zurzeit bei 28 200 Franken.

Familienzulagen 2: Gehen die Zulagen nach der Trennung an die Ex-Partnerin?

Meine Partnerin und ich haben uns getrennt. Ich ziehe deshalb aus unserer gemeinsamen Wohnung aus. Wir werden beide weiterhin im selben Kanton wohnen und arbeiten. Unsere Tochter, über die wir das gemeinsame Sorgerecht haben, wird nach der Trennung jedoch hauptsächlich bei ihrer Mutter leben. Bis anhin habe ich die Kinderzulagen erhalten. Jetzt behauptet mein Kollege, dass in Zukunft die Ex-Partnerin die Kinderzulagen erhalten werde. Hat er recht?

DAVID AEBY: Ja. Das seit 2009 geltende Bundesgesetz über die Familienzulagen bestimmt, dass die Kinderzulagen in erster Linie derjenigen Person zukommen, welche die elterliche Sorge hat. Haben die Eltern das gemeinsame Sorgerecht und leben sie zusammen, so hat derjenige Elternteil Anspruch auf die Kinderzulagen, der im Wohnsitzkanton der Familie arbeitet. Tun dies beide, dann gehen die Zulagen an den Elternteil, der das höhere Einkommen hat. Leben die Eltern wie in Ihrem Fall jedoch nicht zusammen, so erhält derjenige Elternteil die Familienzulagen, bei dem das Kind überwiegend lebt. Dies ist im konkreten Fall Ihre Ex-Partnerin.

Verpflegung aus der Kantine oder Betriebsküche: Das sollten Sie wissen

Fein essen ohne gepfefferte

In der Kantine essen: Das darf man, muss aber nicht. Das gleiche gilt für Angestellte in der Gastronomie: Der Arbeitgeber darf niemanden zwingen, sich aus der Betriebsküche zu verpflegen.

SINA BÜHLER

Vor bald hundert Jahren, am 12. Januar 1918, öffnete die erste Kantine der Schweiz ihre Tore. Die «Stätte für gemeinschaftliches Essen» wurde von der Maschinenfabrik Bühler in Uzwil SG eingerichtet. Ihr Besitzer hatte sich von der Gründerin der Schweizer Soldatenstuben, Else Züblin-Spiller, überzeugen lassen, dass Arbeiter genau wie Soldaten Anspruch auf gesundes, bezahlbares Essen hätten. In Uzwil war es zuvor zu Arbeitskämpfen gekommen; durch die Einrichtung einer Kantine sollte zugleich die angespannte Situation entschärft werden. Else Züblins Soldatenverein, die heutige SV-Group, betrieb die Küche. Das Personal bezahlte 85 Rappen pro Mahlzeit (damals etwa der Stundenlohn eines gelernten Industriearbeiters), und die Firma übernahm eine Defizitgarantie.

GÜNSTIG UND GESUND

Die Kantine ist heute aus vielen Betrieben nicht mehr wegzudenken. Und ist noch immer eine gute Sache. Denn sie bedeutet täglich warme Mahlzeiten statt lieblos zusammengepappter Sandwiches, ein grosszügiges Salatbuffet statt Kebab und Hamburger. Was nicht unbedingt heisst, dass die Angestellten am liebsten gesund essen. Heute sind die gefragtesten Kantinegerichte nämlich Schnipso, Cordon bleu, Spaghetti bolognese, Fischknusperli und Bratwurst.

Auch ist das gemeinsame Mittagessen gut für die Stimmung im Betrieb. Ob Sekretärin, Personalchef, Hauswart oder Firmenchefin, beim Anstehen in der Kantine sind alle gleich. Und alle zahlen gleiche, vergleichsweise mässige Preise: Statt 15 bis 20 Franken wie im Restaurant kostet der Zmittag am Arbeitsplatz 10 bis 12 Franken.

DIE STEUER ISST MIT

Das ist so, weil die meisten Firmen das Essen subventionieren. Ob das auch bei Ihnen so ist, sehen Sie auf Ihrem jährlichen Lohnausweis. Ganz oben rechts steht dort ein

Kästchen «Kantinenverpflegung/Lunch-Checks». Damit erkennt die Steuerverwaltung, ob der Arbeitgeber Zuschüsse ans Auswärtessen leistet. Gibt's Vergünstigungen, ist nur der halbe Abzug für auswärtige Verpflegung möglich.

Werfen Sie aber auf jeden Fall einen Blick auf Ihren Lohnausweis, selbst wenn Ihre Firma gar keine Kantine hat. Das Kreuzchen im Feld «Kantinenverpflegung/Lunch-Checks» kann auch stehen, weil

- Sie Lunch-Checks über 180 Franken pro Monat erhalten,
- Ihre Firma ein Abkommen mit einer Kantine in der Nachbarschaft

Achten Sie auf das Kantinen-Kreuzchen im Lohnausweis.

abgeschlossen hat und Sie diese nutzen können.

- Sie Aussendienstmitarbeitende sind und für mehr als die Hälfte Ihrer Arbeitstage Verpflegungsspesen bekommen.

Das Feld darf aber nicht angekreuzt sein, wenn

- Sie einen Essenszuschuss mit dem Lohn ausbezahlt bekommen – der Betrag ist dann nämlich bereits im steuerbaren Lohn aufgerechnet,
- Sie Lunch-Checks für weniger als 180 Franken pro Monat kostenlos erhalten.

Im übrigen kommt es nicht darauf an, ob Sie die Kantine nutzen oder nicht. Allein die Tatsache, dass es eine gibt, ist für die Steuerverwaltung relevant.

ESSEN ALS LOHNBESTANDTEIL

Das verbilligte Kantinenessen ist eine Vergünstigung (wie zum Beispiel Rabatte beim Wareneinkauf



WORKTIPP

DAS LABEL

«Fourchette verte», die grüne Gabel, ist ein Qualitätslabel für ausgewogene Ernährung. Restaurants und Cafés oder Kantinen können ihr Angebot überprüfen lassen. Halten sie die Kriterien für gesundes Essen ein, werden sie zertifiziert.

www.fourchetteverte.ch

im Unternehmen oder die Nutzung des Firmenfahrzeugs für private Fahrten).

Ist das Mittagessen hingegen im Lohn inbegriffen oder wird vom Lohn abgezogen, handelt es sich um einen Naturallohn. Das ist beispielsweise dann so, wenn Sie

in der Gastronomie arbeiten und über Mittag aus der Betriebsküche verpflegt werden. Der Unterschied zum Kantinenangebot: Die Kosten für die Mahlzeiten dürfen Ihnen nur verrechnet oder abgezogen werden, wenn Sie diese auch tatsächlich zu sich nehmen. Das heisst, Ihre Vorgesetzten dürfen Sie keinesfalls dazu zwingen, sich aus der Betriebsküche zu verpflegen. Wenn Sie lieber etwas von zu Hause mitnehmen, dann dürfen Sie das.

Diese Bestimmung steht im Gesetz. Keine Firma darf Sie nämlich dazu zwingen, Ihren Lohn wieder für die Firma selber auszu-



DAS TUT WEH: Die Grundversicherung gegen Krankheitskosten ist obligatorisch und belastet die Arbeitnehmerhaushalte jedes Jahr stärker. Da ist Optimieren angesagt. FOTO: ISTOCK

Krankenkasse: So sparen Sie bei Das beste Rezept

Die Kassenprämien werden ständig teurer. Vergleichen Sie die Angebote darum jedes Jahr neu. Und sparen Sie mit höherer Franchise und einfachem Betreuungsmodell.

SINA BÜHLER

Obwohl viele Haushalte die Kosten der Krankenkasse kaum noch stemmen können, ändert sich weiterhin nichts an den hohen Prämien. Deswegen lohnt sich im Herbst auch der Vergleich, ob Sie bei einer anderen Versicherung nicht günstiger fahren würden.

KASSENWAHL. In der Grundversicherung ist das Angebot überall dasselbe. Die einzigen zwei Entscheidungskriterien sollten deshalb der Preis und Ihre Zu-

friedenheit mit dem Service der Kasse sein. In der Grundversicherung gilt nämlich: Jede Kasse hat die Pflicht, Sie bei sich aufzunehmen. Ein Wechsel ist aber nur einmal im Jahr möglich. Sie müssen die alte Versicherung bis zum 30. November kündigen – und zwar eingeschrieben. Dann können Sie sich bis Ende Jahr bei der neuen Versicherung anmelden.

Achtung: Der einzige Grund, dass Ihnen Ihre Krankenkasse einen Wechsel verbieten darf, sind offene Rechnungen. Bevor Sie kündigen, sollten Sie deshalb überprüfen, ob alles bezahlt sei.

FRANCHISE. Mit der Franchise entscheiden Sie darüber, welchen Anteil der Gesundheitskosten Sie selber übernehmen.

Rechnung



EN GUETE: Ein Teller Spaghetti bolo zählt zu den beliebtesten Mittagessen in Schweizer Kantinen. FOTO: ISTOCK

geben. Sie finden diese Regel auch in den Gesamtarbeitsverträgen wie jenem für das Gastgewerbe

Für Abzüge fürs Essen in der Betriebsküche gibt's klare Limiten.

(www.l-gav.ch) oder für die Hauswirtschaft. Es seien nur «die effektiv eingenommenen Mahlzeiten zu verrechnen», steht dort.

DIE MAXIMALEN LOHNABZÜGE Die Abzüge für das Essen wie auch fürs Wohnen dürfen nicht mehr als 33 Franken pro Tag oder 990

Franken pro Monat betragen. Die Maximalbeträge im einzelnen: Frühstück 3.50 Franken, Mittagessen 10 Franken, Abendessen 8 Franken und Unterkunft 11.50 Franken.

Verrechnet Ihnen Ihr Betrieb mehr? Dann sollten Sie sich schnell mit Ihrer Gewerkschaft in Verbindung setzen.

Während der Ferien oder wenn Sie krank sind, müssen Sie die Abzüge fürs Essen nicht bezahlen. Überprüfen Sie das jeweils auf Ihrer Lohnabrechnung. Die Posten müssen klar ausgewiesen sein – auch für das Steueramt. Schliesslich ist das Essen kein Geschenk, sondern Teil Ihres Lohns.

NEBENLEISTUNGEN

LOHN MIT ZUGABEN

«Fringe Benefits» nennt die Managementsprache Lohnnebenleistungen des Arbeitgebers, also Geschenke oder Vergünstigungen. Dazu gehören beispielsweise Dienstwohnungen, Firmenfahrzeuge oder Beiträge an Bahnabonnemente, Handys oder Kinderbetreuung. Aber auch höhere Kinderzulagen oder Versicherungsprämien über die obligatorischen Arbeitgeberanteile hinaus, grosszügige Spesenbeiträge für Aussendienstmitarbeitende, Dienstaltersgeschenke und Weiterbildungsmöglichkeiten. Sehr beliebt sind auch Reka-Checks und Lunch-Checks.

JUHUI, STEUERFREI. Einige dieser Nebenleistungen sind in den meisten Kantonen steuerfrei – müssen aber im Lohnausweis deklariert werden: Reka-Checks bis zu 600 Franken im Jahr, Lunch-Checks bis 180 Franken im Monat, Geschenke in Naturalien bis zu einem Wert von 500 Franken pro Geschenk, Halbtaxabonnemente und Gratisparkplätze. Die meisten übrigen Fringe Benefits gelten als Lohn und müssen deswegen versteuert werden.

saldo tipp im work

Dieser Text stammt aus der Zeitschrift für Konsumentenschutz «Saldo».



HÖRT, HÖRT: Hörspielreihen, Radio- und Fernsehsendungen lassen sich abonnieren und übers Internet abrufen. FOTO: PEXELS

So kommen Sie easy zu Ihrem Podcast

Podcasts sind beliebt. Das sind Audioserien, die sich gratis abonnieren lassen – von streng seriös bis ziemlich schräg reicht das Angebot. Abspielen lassen sich die einzelnen Folgen dann auf dem Handy oder Tablet. Auch viele Radio- oder Fernsehsendungen gibt es als Podcasts oder «Vodcasts» (Video-Podcasts). Zum Herunterladen und Abspielen brauchen Sie eine spezielle App. Diese Apps sind empfehlenswert:

Podcast ist Ihr Radio-Wunschprogramm im Abonnement.

FÜR IPHONE UND IPAD

Downcast Viele Einstellungsmöglichkeiten. Man kann zum Beispiel festlegen, dass neue Folgen nur an einem bestimmten Ort (zum Beispiel zu Hause) automatisch geladen werden. Sprache: Englisch. 3 Franken.

Overcast Einfaches Design. Längere Redepausen lassen sich mit der Funktion «Smart Speed» verkürzen. Keine Videos möglich. Sprache: Englisch. Gratis. Für 10 Franken werbefrei.

FÜR ANDROID

Castbox Einfache Suche nach neuen Podcasts. Übersichtliches Design und bedienerfreundlich. Gratis.

Podcast Republic Viele Einstellungsmöglichkeiten, übersichtliches Design. Gratis. Für 3 Franken werbefrei. MARC MAIR-NOACK

der Grundversicherung gegen den Prämienkoller

Bei einer Franchise von 1000 Franken zum Beispiel bezahlen Sie die ersten 1000 Franken vollständig selber. Je höher Sie diesen Betrag ansetzen, desto tiefer

Die hohe Franchise spart Geld, kann aber auch teuer werden.

werden Ihre monatlichen Prämien sein. Das Angebot der verschiedenen Franchisen ist sehr breit, selbst wenn nicht alle Kasernen die ganze Palette anbieten. Wichtig ist aber: nur die höchste und die tiefste Franchise lohnen sich wirklich. Sind Sie häufig krank und gehen Sie oft zum Arzt, wählen Sie die tiefste Franchise (300 Franken), sind Sie grundsätzlich gesund, wählen Sie die höchste Franchise (2500

Franken). Am besten legen Sie diesen Betrag jedes Jahr zur Seite, so dass Sie nicht in finanzielle Nöte geraten, wenn doch plötzlich hohe Kosten entstehen. Für Kinder sind die Wahlfranchisen viel tiefer und liegen zwischen null und 600 Franken. Die Rabatte sind aber so tief, und Kinder müssen in der Regel so häufig zum Arzt, dass Sie ohne Kostenbeteiligung vermutlich am besten fahren.

HMO & CO. Ausserdem können Sie wählen, wie Sie ärztlich betreut werden wollen. Auch hier gibt es je nach Modell Prämienvergünstigungen. Bei «Telmed» müssen Sie vor jedem Praxisbesuch die telefonische Gesundheitsberatung kontaktieren. Das medizinische Fachpersonal vermittelt Ihnen dann einen

Arzttermin oder gibt Gesundheitstipps. «HMO» (Health Maintenance Organization) bedeutet, dass Sie sich in einem von der Krankenkasse vorgeschlagenen Gesundheitszentrum beraten lassen. Beim Hausarztmodell ist Ihre erste Ansprechperson immer der gleiche Arzt oder die gleiche Ärztin. Nur beim Standardmodell haben Sie komplett freie Wahl und können auch Spezialistinnen und Spezialisten direkt aufsuchen. Das ist aber die teuerste Variante.

Haushalte mit tiefem Einkommen haben Anspruch auf staatliche Prämienverbilligungen. Das Vorgehen und die Höhe der Unterstützung sind von Kanton zu Kanton unterschiedlich. Mehr Infos dazu finden Sie hier: rebrand.ly/verbilligung.

PRÄMIENVERGLEICH

NEUTRALE AUSKUNFT

Die Prämien vergleichen Sie am besten bei www.priminfo.ch. Das ist die offizielle Vergleichs-Website des Bundesamtes für Gesundheit (BAG). Es wird nicht über Werbung finanziert und gibt deshalb eine neutrale und komplette Übersicht über die verschiedenen Angebote.

Stiftinnen und Stifte fragen – die Unia rät Lernen für die Schule

Ich mache bei einem Tierarzt meine Lehre als tiermedizinischer Praxisassistent. Da ich von Anfang an Angst hatte, ich käme in der Schule nicht mit, machten mein Berufsbildner und ich beim Bewerbungsgespräch ab, dass ich zwei, drei Stunden pro Woche Zeit hätte, um zu lernen. Vor ein paar Wochen habe ich einen neuen Berufsbildner bekommen. Er erlaubt mir nicht mehr, diese Zeit für die Berufsschule aufzuwenden. Darf er das?



Kathrin Ziltener, Jugendsekretärin.

«Nein. Zwar haben Lehrlinge leider keinen gesetzlichen Anspruch darauf, während der Arbeitszeit zu lernen. Der Lehrbetrieb ist nur verpflichtet, Dir die Zeit für den Besuch der Berufs-

fachschule und die überbetrieblichen Kurse sowie für die Teilnahme an den Lehrabschlussprüfungen freizugeben. Da Dir aber beim Vorstellungsgespräch versprochen wurde, dass Du diese zwei bis drei Stunden in der Woche zum Lernen zur Verfügung haben wirst, kannst Du auf diesem Anspruch bestehen.

Noch günstiger wäre es natürlich, wenn diese Regelung im Arbeitsvertrag stünde. Im Falle eines Konflikts sind nämlich schriftliche Abmachungen immer besser als mündliche. Und bei Lehrverträgen besteht kein Änderungskündigungsrecht wie bei anderen Arbeitsverträgen: Keine Partei (weder Lernende noch Arbeitgeber) hat das Recht hat, den Vertrag einseitig abzuändern.»

Hast auch Du eine Frage an die Unia-Jugendsekretärin? Schreib an lehre@unia.ch

Barbara Lechner (42) ist Gipfelstürmerin und Anästhesiepflegerin

«Am Berg und im OP braucht's gute Nerven»

Auf dem Hasliberg aufgewachsen, kennt sie die Berner Alpen wie ihre Hosentasche. Barbara Lechner hat Anästhesiepflege-Expertin gelernt und arbeitet seit fünf Jahren als selbständige Bergführerin.

SABINE REBER | FOTOS FRANZISKA SCHEIDEGGER

«Eins, zwei, Attack! Nimm einen grossen Schritt, hier, und jetzt halt dich mit der linken Hand am Vorsprung über dir, sehr gut, und nun mit der rechten Hand den Stamm der kleinen Arve greifen, sehr gut...» Souverän lotst die Bergführerin mit Diplom vom internationalen Bergführerverband IVBV die Fotografin Franziska Scheidegger den Kalkfelsen hoch. «Jetzt einen Schritt auf den Vorsprung hier, sehr gut, und dann mit dem anderen Fuss auf die Wurzel da vorn...» Mit zwei, drei geschickten Handgriffen sitzen die Knoten, das Seil strafft sich, schon ist die Fotografin auf dem Gipfel des Kalkfelsens gesichert. Nun zeigt Barbara Lechner, was sie draufhat. Mit Helm und Klettergestältli ausgerüstet, mehrere Meter Seilverkürzung locker um die Schulter geschlungen, klettert sie wie ein Wiesel an dem senkrechten Felsen herum, als wäre sie in dieser Vertikalen schon immer zu Hause gewesen.

VORBILD VATER. Praktisch ist sie das auch. Schon ihr Vater war ein begnadeter Kletterer, «er hat viele Routen eröffnet», sagt sie nicht ohne Stolz, und erzählt, wie sie ihn als Kind oft auf Touren begleitet hat. Da sei ein Urvertrauen gewachsen, in sich selber und in die Natur, «das ist mein natürliches Umfeld hier. Aber ich bin dafür dann gestresst, wenn ich in die Stadt muss. Wenn viele Menschen auf einem Haufen sind, dann habe ich Mühe.»

Und nein, sie habe nicht ihr Hobby zum Beruf gemacht, das sagt die leidenschaftliche Bergführerin ganz bestimmt: «Es ist gewiss nicht mein Hobby, viermal die Woche auf den Mönch zu klettern und nur 250 Höhenmeter in der Stunde zu gehen!» Vielmehr habe sie ihre Passion für die Natur und die Berge zum Beruf gemacht: «Diese Leidenschaft möchte ich mit meinen Gästen teilen.» Aber ein Traumberuf? Nein! Sie sei als Bergführerin stark in der Realität verwurzelt und sicher nicht am Träumen, und zudem sei diese Arbeit seelisch und körperlich sehr anstrengend, «immer voll konzentriert sein, stets Rucksack und Material tragen, frühmorgens aus der Hütte raus und acht oder auch mal zehn Stunden gehen, und manchmal ist es dann auch gar nicht so lustig, im Vollschiiff zu einer Hütte zu laufen...» Jedoch gebe es viele traumhaft schöne Momente.

SCHNELLE FREIZEIT. Und was macht die Bergführerin in der Freizeit, wenn sie nicht Gäste auf Gipfel führt oder Gletschertouren leitet? Die Antwort: «Im Sommer klettern, im Winter Skitouren!» Wenn sie

privat mit ihrem Lebenspartner – auch er ist Bergführer – und anderen Kollegen unterwegs sei, dann sei das Tempo ein anderes, dann schafften sie im Minimum 400 Höhenmeter in der Stunde. Und vor allem erkunden sie dann neue Routen, bewegen sich abseits der bekannten Gipfel. Beruflich ist Lechner hauptsächlich im Jungfrauengebiet unterwegs sowie in Zermatt, denn «je nach Wetterlage ist es praktisch, wenn ich mit meinen Gästen ins Wallis ausweichen kann. Und klar, manche wollen halt einfach aufs Matterhorn.» Das könne sie gut nachvollziehen, obwohl sie selber manche weniger bekannten Routen interessanter findet. Den Mythos mit den 4000ern relativiert sie: «Das Breithorn in Zermatt ist so einfach, dort kommt man im Prinzip auch mit dem Bike rauf. Aber wenn ich sage, wir waren am Schneestock-Ostgrat, dann weiss kaum jemand, wie schwierig das ist. Das macht dann für manche Leute nicht so viel Eindruck wie das Matterhorn.»

IMPROVISIEREN. Flink klettern und souverän mit Menschen umgehen können reicht natürlich nicht, um als selbständige Bergführerin Erfolg zu haben. Es brauche auch Improvisationstalent und organisatorische Fähigkeiten, sagt Lechner. Wenn Touren wegen schlechten Wetters abgesagt werden müssen, verdient sie nichts. Also versucht sie jeweils, eine Alternative vorzuschlagen. Wenn aber das Wetter über längere Zeit schlecht sei, dann werde es problematisch. Man müsse sich immer wieder was einfallen lassen.

IM OPERATIONSSAAL. In der Zwischensaison arbeitet Lechner jeweils für einige Monate in ihrem ersten Beruf, als Anästhesieexpertin im Spital von Interlaken. Sie erzählt, im

OP gefalle es ihr, denn da wisse man auch nie im voraus, was passiere, von einer Minute zur anderen könne es ernst werden. Sie sei halt eine, die in Stresssituationen gut reagiere und nicht gleich den Kopf verliere. Lechner: «Am Berg muss man ja auch gute Nerven haben! Manchmal kommt es

ganz anders als erwartet, und dann gilt es das Beste aus der Situation zu machen.» Im Spital seien natürlich immer noch die Ärzte da, aber am Berg müsse sie ganz alleine entscheiden, «manchmal ist das schon hart, einem Gast zu sagen, das geht nicht, das ist zu schwierig für dich!».



BARBARA LECHNER

DIE HOCHMUTIGE

Barbara Lechner, Jahrgang 1975, besuchte die Schule auf dem Hasliberg und in Meiringen. Nach einem Welschlandjahr («Dort hatte ich mega Heimweh!») und einem Praktikum im Spital von Locarno liess sie sich zur Pflegefachfrau und dann zur diplomierten Anästhesieexpertin NDS HF ausbilden. Daneben wurde sie Skilehrerin/Schneesportlehrerin mit eidg. Fachausweis. Ab dem Jahr 2000 nahm sie im Winter jeweils unbezahlten Urlaub, um in der Skischule Hasliberg zu arbeiten. Daneben Ausbildung zur Bergführerin. Seit 2012 ist sie als selbständige Bergführerin tätig. Lechner ist aktives Mitglied im lokalen, nationalen und internationalen Bergführerverband.

GIPFELTARIFE. Der Lohn von Barbara Lechner richtet sich nach Saison, Wetter und Auftragslage. Für ihre Touren rechnet sie nach den Tarifen des SBV ab, mit 645 Franken pro Tag plus Spesen. Für bekannte Routen gibt es ausserdem festgelegte Gipfeltarife. Die meisten Gäste sind in Gruppen unterwegs und teilen sich die Kosten. So ist eine einfache Gletschertour schon ab 150 Franken zu haben.

www.alpinesaison.ch



AM SEIL: Zum Pickel ein Seil: Wenn es so einfach wäre! Beim Bergsteigen unterscheidet man zum Beispiel Ein- und Zweifach-, Halb- und Zwillings- und Statikseile sowie Reepschnüre.

Sozialabbauer? Lohndumper? Jobvernichter? work nennt die Namen. Angriff, kritisch, frech.

work abonnieren.
Für nur Fr. 36.– im Jahr jeden zweiten Freitag direkt ins Haus.

Vorname/Name _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Telefon/E-Mail _____

work, Abodienst, Postfach 272, 3000 Bern 15. www.workzeitung.ch

WORKIMPRESSUM work ist die Zeitung der Gewerkschaft **Herausgeberin** work, Gewerkschaft Unia **Verlag und Redaktion** Weltpoststrasse 20, 3000 Bern **Postadresse** Postfach 272, 3000 Bern 15 **Telefon Verlag und Redaktion** 031 350 24 18 **Fax** 031 350 24 55 **E-Mail Verlag** verlag@workzeitung.ch **E-Mail Redaktion** redaktion@workzeitung.ch **Internet** www.workzeitung.ch **Redaktion** Marie-Josée Kuhn (Chefredaktorin), mariejoseekuhn@workzeitung.ch; Christian Egg, christianegg@workzeitung.ch; Ralph Hug, ralphhug@workzeitung.ch; Patricia D'Incau, patriciadincgau@workzeitung.ch; Sabine Reber, sabinereber@workzeitung.ch **Mitarbeit an dieser Nummer** Endo Anaconda, Peter Bodenmann, Sina Bühler, Oliver Fahrni, Martin Jakob, Daniel Lampart, Andreas Rieger, Michael Stötzler, Clemens Studer, Johannes Supe, Jean Ziegler. **Gestaltung/Layout** Nina Seiler, ninaseiler@workzeitung.ch; Tom Hänsel **Korrektur** Urs Remund **Sekretariat** Mirka Grossenbacher (Mo–Mi, Fr), verlag@workzeitung.ch **Anzeigenmarketing** Cebeco GmbH, Weberstrasse 66, 8134 Adliswil, Telefon 044 710 19 91, 044 709 19 20, anzeigen@workzeitung.ch **Druck** Tagblatt Print, Im Feld 6, 9015 St. Gallen **Abonnement** Jahresabonnement (21 Ausgaben) Fr. 36.–, Einzelpreis Fr. 2.80, Euro 2.– **Abodienst** Unia-Mitglieder: Bitte wenden Sie sich an die zuständige Unia-Sektion. **Übrige Abonnenten:** Mo–Fr 9–11.30 Uhr, Telefon 031 350 24 18, abo@workzeitung.ch **Auflage** 92 906 inkl. Beilagen für alle Mitglieder der Gewerkschaft Unia.